

Wilhelm Hilbert



Holzhausen

Ein Beitrag zur Dorfgeschichte

UN

12-

21-2 1346

Wilhelm Hilbert

Holzhausen

Ein Beitrag zur Dorfgeschichte

Grußwort

Die Stadt Bad Pyrmont ist stolz auf dieses Werk und auf seinen Verfasser.

Mit dieser Broschüre über Holzhausen erfüllt sich ein langgehegter Wunsch, das dörfliche Leben bis zur Eingemeindung in die Stadt Bad Pyrmont im Jahre 1938 in interessanten Beiträgen festzuhalten. Wir sind deshalb dem Verfasser, Herrn Stadtoberamtmann a.D. Wilhelm Hilbert, zu großem Dank verpflichtet, daß er sich die Mühe gemacht hat, als gebürtiger Holzhäuser seine Erlebnisse von der Kindheit an aufzuschreiben. Herr Hilbert hat dabei sowohl das öffentliche Leben in Gemeinde und Kirche gestreift als auch die vielfältigen Tätigkeiten in Handwerk und Landwirtschaft lebendig und anschaulich geschildert. Dabei hat er auch nicht die Geselligkeit und das Vereinsleben vergessen und ein besonderes Kapitel „Spiel – Arbeit – Sport“ aufgenommen.

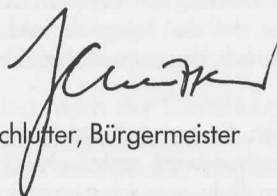
All dies macht die Broschüre zu einer Dorfgeschichte, in der Ernstes und Heiteres seinen Platz hat. Sie ist damit ein Spiegelbild des täglichen Lebens vor rund 70 Jahren.

Wilhelm Hilbert war der letzte Gemeinderechnungsführer Holzhausens und damit hauptamtlicher Mitarbeiter der Gemeindeverwaltung. Mit der Eingliederung Holzhausens am 01.04.1938 trat er in den Dienst der Stadt Bad Pyrmont. Hier hatte er als Amtsleiter wichtige Funktionen inne, bis der Rat ihn 1957 zum allgemeinen Vertreter des Stadtdirektors und zugleich zum Leiter des Haupt- und Personalamtes bestellte. Diese wichtige Aufgabe hat er mit großer Umsicht und mit vollem Herzen bis zu seiner Pensionierung im Jahre 1971 wahrgenommen.

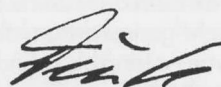
Möge diese Broschüre in vielen älteren Holzhäusern manch schöne, aber auch schwere Erinnerungen wachrufen. Möge sie für die Jugend und für viele interessierte Mitbürger ein Dokument über das dörfliche Leben bis in die 30er Jahre sein und möge sie zum Ansporn für einige Holzhäuser Bürger werden, eine Chronik über Holzhausen zu verfassen.

Bad Pyrmont, im Juni 1992

STADT BAD PYRMONT



Schlüter, Bürgermeister



Demuth, Stadtdirektor

Vorwort

Es fing damit an, daß ich für meine Nachkommen Erinnerungen aus meinem Leben schrieb. Darunter befindet sich auch ein Kapitel, das sich mit unserem Heimatdorf Holzhausen befaßt. Dieses Kapitel ist sicherlich auch für andere Leute interessant, weil es einen kleinen, bescheidenen Beitrag zu unserer Dorfgeschichte beinhaltet.

Als am 2. August 1914 der Erste Weltkrieg ausbrach, war ich 5 Jahre und ein paar Monate alt. Meine Erinnerungen gehen fast bis in diese Zeit zurück. Ich erinnere mich zum Beispiel noch sehr genau daran, als unser Vater, der den Krieg als Soldat von Anfang bis zu Ende mitgemacht hat, das erste Mal auf Urlaub kam.

Infolge der rasanten Entwicklungen dieses Jahrhunderts auf allen Gebieten schien es mir wünschenswert, meinen Nachkommen wenigstens das zu übermitteln, was ich persönlich beobachtet und miterlebt habe.

Ich gehöre zu der Generation, deren Kinder schon frühzeitig für das Überleben der Familie in bescheidenen und ärmlichen Verhältnissen mithelfen mußten, besonders da, wo der Vater Soldat war. Die Mithilfe der Kinder artete nicht in schwere Arbeit aus und war wohl zumutbar.

Manchmal hatte ich den Eindruck, bei einigen meiner Schilderungen zu weit in Einzelheiten gegangen zu sein. Dennoch bin ich dabei geblieben. Denn, wer macht sich später wohl Gedanken darüber, wie zu der damaligen Zeit unser tägliches Brot auf den Tisch kam? Wer wird sich noch ein Bild davon machen, wie mühsam sich vor mehr als 70 Jahren die Erntevorgänge abgespielt haben?

Da fährt heute eine Maschine, genannt Mähdröschler, über ein Getreidefeld und mäht, drischt, sortiert das Korn, bindet das Stroh und hinterläßt ein sauberes Stoppelfeld. Das alles geschieht in einem Arbeitsgang.

Unsere Nachfahren werden kaum eine Sichel oder eine Sense in Aktion kennenlernen. Solche Gegenstände gehören in ein landwirtschaftliches Museum.

Ähnliches gilt für fast alle Gebiete der Landwirtschaft. Die von Hand ausgeführten Arbeiten, wozu viele Hilfskräfte erforderlich waren, werden von Maschinen ausgeführt.

Noch war nichts bekannt von Elektronik, von Computern oder anderen Dingen, die heute als Selbstverständlichkeit angesehen werden, wie zum Beispiel eine Waschmaschine. Selbst die gute alte Kaffeemühle mußte mit der Hand gedreht werden, wenn die Mutter eine Tasse Kaffee kochen wollte, die sie liebevoll "eine Tasse anderes Sinnes" nannte.

Die Kriegs- und Nachkriegsverhältnisse sowohl wie die Inflation, die im Jahre 1923 ihren Höhepunkt mit einer Umtauschquote von einer Billion zu einer Mark

(1.000.000.000.000,- zu 1,-!)

erreichte, haben das Dorfleben wesentlich beeinflusst. Das Selbstversorgerprinzip (s. Landwirtschaft) trat, überall wo das nur möglich war, stark in den Vordergrund.

Meine Erinnerungen, die ich hier aufgeschrieben habe, habe ich nicht systematisch geordnet, sondern nur grob sortiert aneinander gereiht. Hin und wieder habe ich mal aus meinen Beobachtungen Schlußfolgerungen angemerkt. Sie müssen nicht jedem gefallen.

Ich würde es schön finden, wenn meine Nachkommen und vielleicht auch andere diesen Beitrag zur Dorfgeschichte aus dieser Sicht betrachteten und daran dächten, wie unterschiedlich die jetzige Generation im Vergleich zu damals lebt.

Meine Tätigkeit als der letzte Gemeinderechnungsführer

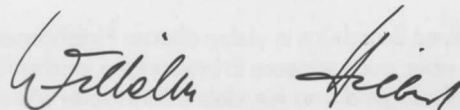
- 1. Februar 1931 bis 23. März 1931

(vertretungsweise) und

18. Mai 1933 bis 31. März 1938

machte es schließlich notwendig, einiges über die kommunale Selbstverwaltung und über die Gemeindeverwaltung zu schreiben.

Manches, worüber ich hier berichte, ist so oder ähnlich auch in anderen Dörfern abgelaufen. Dennoch halte ich es für gut, die Geschichte unseres Dorfes zu erhalten und der Nachwelt weiterzugeben.



Bad Pyrmont, im Januar 1992



Ludwig Nolte, letzter Bürgermeister der Gemeinde Holzhausen an seinem Arbeitsplatz

dig, so zum Beispiel für Aufstellen und Ausführen des Haushaltsplanes, Veranlagung und Erhebung der Gemeindesteuern, Grundstücksverwaltung, Lohn- und Gehaltszahlungen an die Gemeindebediensteten, für den anfallenden Schriftverkehr und vieles andere mehr. Die Bezeichnung „Gemeindegemeinsekretär“ wäre für ihn geeignet gewesen, doch dazu fehlte ihm die Beamteneigenschaft.

Der Gemeindeerheber war lediglich im Auftrage des Staates „Erheber“, soweit es die staatlichen Grundvermögenssteuern und die Hauszinssteuer betraf.

Staatliche Grundvermögenssteuer

Im Auftrage des Staates wurde die staatliche Grundvermögenssteuer von bebauten und unbebauten Grundstücken „erhoben“. Die staatlicherseits festgesetzten Steuerbeträge waren an die Staatliche Kreiskasse in Hameln abzuführen. Diese Steuersätze hatten aber für die Gemeinde eine besondere Bedeutung. Sie bildeten die Bemessungsgrundlage für die Gemeindesteuern vom Grundvermögen.

Der Gemeinderat setzte alljährlich in der Haushaltssatzung die Höhe der Hebesätze fest, die sich in Prozenten ausdrückte. Die von der Gemeinde festgesetzten Hebesätze mußten von der Aufsichtsbehörde – Landrat des Kreises Hameln-Pyrmont – genehmigt werden.

Die Staatliche Grundvermögenssteuer wird nicht mehr erhoben. Für die Festsetzung der Gemeindesteuern auf bebaute und unbebaute Grundstücke gelten die Bemessungsgrundlagen des Finanzamtes aufgrund der Einheitswerte.

Hauszinssteuer

Die Hauszinssteuer war nach der Inflation nach dem Ersten Weltkrieg sozusagen als Gebäudeentschuldungssteuer für den Altbaubesitz eingeführt worden. Damit sollten die Währungsgewinne (Wegfall der die Grundstücke belastenden Hypotheken) der betreffenden Eigentümer für einen Währungsausgleich erfaßt werden. Gesetzliche Grundlagen waren die 3. Steuernotverordnung vom 14.2.1924 und das Gesetz über Geldentwertungsausgleich vom 1.6.1926. In Preußen wurde die Steuer durch VO. vom 2.7.1926 eingeführt. Ab 1931 wurde sie allmählich abgebaut und im Jahre 1942 mit dem 10fachen Betrage abgelöst.

Mehr als die Hälfte des gesamten Steueraufkommens war zur Förderung der Neubautätigkeit bestimmt. Im Wege des sozialen Wohnungsbaues wurden Hauszinssteuerhypotheken zu günstigen Zins- und Tilgungssätzen ausgegeben. In Holzhausen haben von dieser Förderungsmöglichkeit erfreulicherweise mehrere Häuslebauer Gebrauch gemacht.

Geschäftsräume und Arbeitsanfall

Bürgermeister und Gemeinerechnungsführer wickelten bis zur Einrichtung von Geschäftsräumen im bisherigen Schulgebäude an der Hauptstraße, jetzt Griebener Straße, die Amtsgeschäfte in Räumen ihrer eigenen Wohnungen ab.

Während des Ersten Weltkrieges gab der Bürgermeister die

Lebensmittelkarten und Bezugsscheine

aus. Alle Dinge des täglichen Lebens waren bewirtschaftet.

Das aufgrund einer

Salzgerechsamkeit

jährlich angelieferte Salz wurde vom Bürgermeister mit Hilfskräften an die Berechtigten verteilt. Das Salz wurde nicht gewogen, sondern in Himpten und Metzen gemessen. Das ursprünglich frei gelieferte Salz wurde später nach allgemeiner Einführung einer Salzsteuer mit dieser Steuer belegt. Die Gemeinde hielt die Erhebung dieser Steuer für ungerecht und setzte sich für deren Wegfall ein.

Der Prozeß, der im Namen von Wilhelm Schöndorf bis zum Oberlandesgericht geführt wurde, ging jedoch verloren. Schöndorf klagte auf Armenrecht.

Nach dem Neubau der Volksschule Holzhausen an der Kampstraße im Jahre 1929 wurden die Gemeindebüros in den unteren Räumen des neuen Teiles des alten Schulgebäudes an der Griefßemer Straße untergebracht. Das Gebäude erhielt nun den Namen

„Rathaus“.

An der Stirnseite des Rathauses tat die alte Schuluhr mit dem großen Zifferblatt weiterhin ihren Dienst.



Das Rathaus nach dem Bau der Schule an der Kampstraße.
Fotografie von 1938.

Außer den zwei Büroräumen für Bürgermeister und Gemeindevorstandsführer und einem Warteraum war in diesem Gebäudeteil noch Platz für zwei Mietwohnungen und für die Unterbringung des Arbeitsamtes unter Karl Knobloch und ab 1935 der Spar- und Darlehnskasse Holzhausen.

Kassenrendant war damals Friedrich Jonas, bei dessen Ausscheiden wurde es Friedrich Klenke.

Im alten Teil des Schulgebäudes befanden sich zwei Klassenräume nach Süden und eine Lehrerdienstwohnung. Der gut bekannte Lehrer, "Wandervogel" und Heimatforscher Erwin Brauß wohnte hier viele Jahre mit seiner Familie. Zuletzt wohnte in dieser Wohnung der Gendarmerieoberwachmeister Kühntopp mit seiner Familie.

Die beiden Klassenräume dienten nun der Unterbringung des Holzhäuser Kindergartens. Der geräumige Schulhof war ein idealer Spielplatz für die Kinder.

Zum Grundstück gehörte auch das "Spritzenhaus" der Holzhäuser Feuerwehr, das inzwischen als Feuerwehrgerätehaus modernisiert worden ist. Der Mitbegründer der Freiwilligen Feuerwehr Holzhausen, Heinrich Thermann, hat lange Jahre als Rektor an der Volksschule Holzhausen gewirkt. Sein Nachfolger wurde Rektor Georg Grimm.



Abmarsch der Schulklassen von der alten Volksschule zur neuen Schule
in der Kampstraße im Jahre 1929.

Beim Ausbau der Schulstraße, die vom Kurpark bis zum Friedhofsweg reicht, ging ein Großteil des Schulhofes verloren. An der Stelle der alten Volksschule – später Rathaus – befindet sich das Gebäude der Kreisberufsschule.

Zum Personal der Gemeindeverwaltung gehörten außer dem Bürgermeister Ludwig Nolte und dem Gemeinerechnungsführer Wilhelm Hilbert noch der Gemeindediener Ludwig Beermann und der Wegemeister Albert Rostmann.



Gemeinerechnungsführer Wilhelm Hilbert und Ludwig Beermann, der in seiner Eigenschaft als Vollziehungsbeamter von säumigen Zahlern eingezogene Geldbeträge abliefern.

Der Gemeindediener hatte eine Fülle von Aufgaben. Er besorgte alle Zustellungen, Vorladungen und holte auch die restlichen Steuern und Abgaben von säumigen Zahlern herein. Im heutigen Sinne war er Vollziehungsbeamter. Ansonsten war er Mädchen für alles, insbesondere aber auch „Amtliches Verkündungsorgan“.

Amtliche Bekanntmachungen wurden von ihm mit der Schelle bekannt gemacht. Er mußte dafür ganz bestimmte, festgelegte Plätze des Dorfes bedienen. Die Anlieger der Umgebung dieser Plätze wurden durch die Schelle herbeigerufen, bevor er die Bekanntmachungen mit lauter Stimme verlas. Das Verkündungsorgan Ludwig Beermann hatte ein kräftiges Organ und war ohnehin allen Holzhäusern als guter Baßsänger bekannt.



Ludwig Beermann, Gemeindediener bis 1938, bei der Verkündung amtlicher Bekanntmachungen.

Wegemeister Albert Rostmann war für die Unterhaltung und Pflege aller Straßen und Wege verantwortlich. Ihm wurden die jeweils erforderlichen Hilfskräfte zur Verfügung gestellt.

Der Bürgermeister war auch Ortspolizeibehörde. Um dieser Aufgabe genügen zu können, stand ihm ein Polizeidiener zur Verfügung. Der letzte war Polizeiwachtmeister Wilhelm Henne.

In Holzhausen war ein Gendarmerieposten stationiert. Der Gendarm war Landesbeamter und gleichzeitig für die Nachbargemeinde Hagen zuständig. Die letzten Beamten waren die Gendarmerieoberwachmeister Mischer und Kühntopp.



Max Kühntopp, Gendarmerieoberwachmeister von Holzhausen.

Von einem Gendarm namens Zinger, der um die Jahrhundertwende Dienst getan haben muß, wurde erzählt, daß er sehr korrekt war und sogar seine eigene Frau zur Anzeige und zur Bestrafung brachte, wenn sie zum Beispiel am Sonntag Arbeiten verrichtete, die nicht erlaubt waren.

Einmal soll er „auf dem Hagen“ den Schlachtermeister Jänich aus Holzhausen, der mit seinem Lieferwagen dort war und nach Hause fahren wollte, gebeten haben, ihn mitzunehmen. Unterwegs wollte Zinger eine Zigarre anzünden und bat Schlachtermeister Jänich um Feuer. Dieser hatte Zündhölzer in der Tasche, die man an der Manchesterhose anriß. Das waren keine Sicherheitszündhölzer und daher verboten. Gutgläubig gab Jänich dem Gendarmen Feuer.

Ein paar Tage später bekam Schlachtermeister Jänich eine „Rüge“, so hieß die Anzeige damals. Er mußte 3,- Mark bezahlen. Das ärgerte den Schlachtermeister, und er schrieb Herrn Zinger eine Rechnung über 3,- Mark für eine Fahrt von Hagen nach Holzhausen. Nachdem Zinger die Rechnung bezahlt hatte, waren beide wieder quitt.

Finanzwirtschaft der Gemeinde

Die Gemeindefinanzen wurden äußerst sparsam verwaltet. Die Belastung für die einzelnen Bürger als Steuerzahler war erträglich. Zum Beweis hierfür dienen folgende Zahlen:

Der Gesamtetat der Gemeinde hatte zuletzt ein Volumen von rund 50.000,- Mark. Gemessen an der Einwohnerzahl war das ein Anteil von rd. 20,- Mark je Einwohner. Von diesem Anteil entfielen rd. 4,- Mark jährlich auf Verwaltungskosten.

Einnahmen waren im wesentlichen	Gemeinezuschläge zur staatlichen Grundvermögenssteuer I (bebauter Grundbesitz), zur staatlichen Grundvermögenssteuer II (unbebauter Grundbesitz), Gewerbesteuer vom Ertrag und Kapital, Bürgersteuer (seit dem Jahre 1930),
---------------------------------	---

ferner	Mieten und Pachten, Finanzzuweisungen vom Land.
--------	---

Die wesentlichen Ausgaben waren	Verwaltungskosten, Sachausgaben für den Ausbau und die Unterhaltung von Straßen und Wegen, Arbeitslöhne, Gebäudeunterhaltung, Kreisabgaben.
---------------------------------	---

Es ist mir nicht in Erinnerung, daß die Gemeinde nennenswerte langfristige Schulden hatte, wofür ein Schuldendienst unterhalten werden mußte. Es ist aber möglich, daß aus der Zeit des Schulhausneubaues im Jahre 1929 eine Restschuld verblieben ist.

Kampf um die Eingemeindung

Als bald nach seinem Dienstantritt im Jahre 1933 machte der Pyrmonter Bürgermeister Zuchhold erhebliche Anstrengungen, die Gemeinde Holzhausen in die Stadt Bad Pyrmonnt einzugliedern. Das ist ihm nach hartem Kampf gelungen. Er hatte den längeren Arm und die besseren Beziehungen nach „oben“.

Um seine Absicht populär zu machen, bediente er sich zunächst eines Holzhäuser Referendars, der die erste Proschrift verfaßte. Dem ehemaligen Presseemann Zuchhold schien es offenbar aus psychologischen Gründen wichtig, einen Holzhäuser zu den Holzhäusern sprechen zu lassen.

Über seine Eingemeindungsabsichten und deren Hintergründe ist viel geschrieben worden, auch darüber, daß die besseren Finanzen der Gemeinde Holzhausen auf Zuchhold eine anziehende Wirkung ausgeübt hätten.

Die Gemeindefinanzen Holzhausens waren tatsächlich in bester Ordnung. Es ist dennoch kaum denkbar, daß Bürgermeister Zuchhold diese bei seinen Absichten in seine Überlegungen einbezogen hat.

Die Steuerkraft der Gemeinde Holzhausen war gegenüber der der Stadt Bad Pyrmont verschwindend gering. Das lag an den verschieden strukturierten Verhältnissen beider Gemeinden.

Viele Spezialgeschäfte, Feinkostgeschäfte, Textilgeschäfte, Geschäfte für Haushaltswaren, um nur wenige zu nennen, waren in Pyrmont angesiedelt. Kurhäuser, Pensionen, Hotels, Speise- und Gastwirtschaften mit einem zusätzlichen Bedarf durch Tausende von Kurgästen sicherten der Stadt ein entsprechend hohes Steueraufkommen. Amtsgericht, Finanzamt, Zollamt, Banken etc. waren ein Magnet für auswärtige Besucher. Diese nahmen vielfach Gelegenheit, in Pyrmont einzukaufen. Selbst die einzige Apotheke war in Pyrmont.

Der Etat der Stadt Bad Pyrmont hatte das zeh- bis zwölffache Volumen und stand in keinem Verhältnis zur Einwohnerzahl. Der einzige wahre Grund für die gewollte Eingemeindung lag zweifellos im ideologischen Machtstreben der damaligen Zeit.

Von finanzieller Seite her war eher vorauszusehen, daß Holzhausen für die Stadt Bad Pyrmont ein Zuschußobjekt bedeuten würde.

Die von beiden Seiten vorgetragene Argumente für oder gegen die Eingemeindung waren in vielen Punkten identisch. Vorhandene Arbeitsplätze in Pyrmont und die dafür notwendigen Arbeitskräfte in Holzhausen lebten in ständiger und nicht zu leugnender Abhängigkeit voneinander. Jede der beiden Seiten legte aber diese Tatsache zu ihren Gunsten aus.

Die Gemeinde Holzhausen hatte nicht nur die Erdfälle als Sehenswürdigkeit anzubieten. Ein wichtiges, aber überhört vorgetragenes Argument, um nur dies eine zu nennen, war

die Tatsache, daß das Pyrmontener Bademoor zu der Zeit in Holzhausen gestochen wurde. Auf dem Grundstück des Landwirts Fritz Couppé lag ein ausgedehntes Moorlager, das das Staatsbad intensiv nutzte. Ein ausgedehntes Moorlager befand sich ebenfalls in Holzhausen. Am Moorschuppen des Moorbadehauses war nicht ausreichend Platz zum Ablagern vorhanden.

Vom Moorschuppen über die Schloßstraße, Emmer- und Brüderstraße bis zum Holzhäuser Moorlager (Moorteiche) sorgte die kleine Moorbahn mit Lokomotive und Loren für den Transport des gebrauchten Moores. Das Moor durfte erst nach einer Lagerzeit von mindestens 10 Jahren wieder verwendet werden.

Die Holzhäuser hatten um ihre Finanzen nicht so viel Angst, wie ihnen nachgesagt wird. Sie wollten einfach für sich bleiben. Interessant ist, daß Stadtparlament und Gemeindeparkament trotz vermeintlich ideologischer Gleichschaltung in dieser Sache verschiedener Meinung waren und diese auch vertreten haben.

Tatsache bleibt, daß diese und später noch weiter betriebene Zusammenlegungen von Gemeinden wesentlich dazu beigetragen haben, die Verwaltungsapparate aufzublähen und zu verteuern.

Die Finanzwirtschaft der Gemeinde Holzhausen während ihrer Eigenständigkeit mutet wie ein Märchen aus vergangenen Zeiten an.

Ende der Eigenständigkeit

Als eigenständiges Gemeinwesen gab es Holzhausen bis zum 31. März 1938. Mit dem 1. April 1938 wurde die Gemeinde mit allem, was ihr eigen war, durch eine Entscheidung des Oberpräsidenten in Hannover in die Stadt Bad Pyrmont eingegliedert. Der Gemeinderat (einstimmig) und die überwiegende Mehrheit der Holzhäuser Bürger hatten sich der Eingemeindung erfolglos widersetzt. Der im Holzhäuser Lied so oft geäußerte Wunsch

„Du darfst nicht untergeh'n“

hat sich nicht erfüllt.

Die Angestellten Ludwig Beermann, Albert Rostmann, Schulhausmeister August Becker, Gemeinderechnungsführer Hilbert und der erste und zugleich letzte Lehrling der Gemeinde, Hugo Terhardt, wurden in städtische Dienste übernommen. Bürgermeister Nolte hatte eine Übernahme kategorisch abgelehnt, denn er sah keine Möglichkeit für eine gezielte Zusammenarbeit mit Bürgermeister Zuchhold.

Die Eingemeindung wurde im Sitzungssaal des Rathauses, Brunnenstraße 28, mit einem Festakt vollzogen. Bürgermeister Zuchhold feierte seinen Eingemeindungserfolg. Weder Existenz noch Leistungen der Holzhäuser Gemeindeverwaltung wurden erwähnt. Über Bürgermeister Nolte wollte Zuchhold nach den harten Auseinandersetzungen sicherlich nichts Gutes sagen, obwohl das die Fairneß geboten hätte. Bürgermeister Nolte hatte nichts Böseres getan, als seine Gemeinde zu vertreten.

Übergabe der Gemeindeakten

Daß bei der Übergabe der Gemeindeakten Unterlagen verlorengegangen sein sollen, wie gelegentlich behauptet wird, ist nicht zutreffend.

Wahr ist, daß die Übernahme der Akten durch die Verantwortlichen der Stadt Bad Pyrmont mit einer gewissen Geringschätzung zustande kam. Die Akten wurden mit einem Lkw transportiert und in einen bestimmten Raum des Rathauses gebracht. Die Abteilungsleiter oder Sachbearbeiter mußten das Material, das sie brauchten, dort wieder herausuchen. Zweckmäßig wäre es gewesen, die Abteilungsleiter hätten die Akten für ihren Bereich im Holzhäuser Rathaus in Empfang genommen, wo sie noch geordnet aufbewahrt wurden. Bedauerlicherweise ist bei der Art der Übernahme dem archiwürdigen Material keine Beachtung geschenkt worden.

Stempel der Gemeindekasse

Der Stempel der Gemeindekasse, der bei der Ausstellung von Quittungen benutzt wurde, ist nicht übergeben worden.

Dieser Stempel



ohne Hoheitszeichen galt für eine Dienststelle, die es in Zukunft nicht mehr geben würde. Ihn hat der Gemeinderechnungsführer mit Einverständnis des Bürgermeisters als Erinnerungsstück an sich genommen. Die Stadt Bad Pyrmont bekommt ihn hiermit nachgereicht.

Die Eingliederung

Holzhausen wurde im Laufe der Zeit völlig in die Stadt Bad Pyrmont eingegliedert. Um den Holzhäuser Einwohnern das Steuerzahlen zu erleichtern, hat der ehemalige Gemeinderechnungsführer, der in der Stadtkasse Dienst tat, noch ein paar Jahre allwöchentlich einen Hebetermin wahrgenommen. Hierzu hatte die Stadt im Hause von Paul Mundhenk in der Hagener Straße einen geeigneten Raum gemietet.

Paul Mundhenk und seine Familie unterhielten eine kleine Zigarrenfabrik als Familienbetrieb. In dem inzwischen modernisierten Hause befindet sich noch heute das Tabakwarengeschäft der Tochter Gustchen (Frau Steinmeyer).

Durch die Ereignisse des Zweiten Weltkrieges und danach, die mit einem großen Flüchtlingsstrom und mit der Aufnahme zahlreicher Heimatvertriebener verbunden waren, änderte sich vieles, auch im Umgang der Bevölkerung untereinander. Die Zahl der Einwohner stieg sprunghaft an. Der dörfliche Charakter ging weitgehend verloren. Im Verschwinden ist auch die heimische, wohlvertraute plattdeutsche Sprache. Es hat Bemühungen älterer Bürger unter Fritz Meissner gegeben, die plattdeutsche Sprache bei Zusammenkünften zu pflegen. Ein Erfolg war ihnen nicht oder nur wenig beschieden.

Es fehlt das Interesse, die Sprache von Eltern an die Kinder weiter zu vermitteln.

Kirchliches Leben

Inmitten vieler Gemeinden findet man eine Kirche und um sie herum einen Kirchhof. Vor erdenklichen Zeiten ist das in Holzhausen nicht so gewesen. Wohl war mitten im Dorfe ein Friedhof vorhanden, bevor der neue Friedhof an der Hakelt angelegt wurde. Die Straße „Am Alten Friedhof“ erinnert heute an die Örtlichkeit.

Die Einwohner Holzhausens waren in der weitaus überwiegenden Zahl evangelisch.

Das kirchliche Leben war nachteilig beeinflusst, weil die zuständige Kirche in Oesdorf war. Auch die Nachbargemeinde Hagen gehörte zum Kirchspiel Oesdorf. Der offizielle Kirchweg für beide Gemeinden war der „Schwarze Weg“, der heutige „Obere Weg“. Dieser Weg war zeitweilig umstritten, denn auf der rechten Seite, wenn man von Holzhausen kam, gehörten die Häuser zur Stadt Bad Pyrmont und auf der linken Seite zur Gemeinde Holzhausen. Auch die Pyrmonter Polizei griff mal daneben. Sie hatte den Bankangestellten Rudolf Hennefründ aus Holzhausen angezeigt, weil er dort in der Nähe des Kurparks vermeintlich verbotswidrig mit dem Fahrrad gefahren sei. Der Beschuldigte erhob gegen die Anzeige Widerspruch, das Gericht sprach ihn frei.

Für ältere und behinderte Menschen aus Holzhausen war es wegen der großen Entfernung beschwerlich, die Oesdorfer Kirche zu besuchen. Aus diesem Grunde fanden in regelmäßigen Zeitabständen Gottesdienste im Holzhäuser Gemeindesaal an der Bokemühle statt. Das Gemeindehaus ist heute in Privateigentum. Dort befanden sich auch die Schwesternstation und der evangelische Kindergarten. Für einen Kindergarten war das Haus besonders gut geeignet, weil es außer dem großen Gemeindesaal und anderen Räumlichkeiten draußen im Freien ausreichend Platz zum Spielen gab.

Taufen, Konfirmationen und Trauungen fanden in der Oesdorfer Kirche statt. Zu solchen Feiern fuhr man dorthin mit einem oder, je nach Gelegenheit, mit mehreren Kutschwagen. Der Konfirmationsunterricht war in einem Klassenraum der Holzhäuser Volksschule. Auch die Konfirmanden der Gemeinde Hagen nahmen daran teil.

Die Konfirmanden beider Gemeinden wurden zusammen in der Oesdorfer Kirche am Sonntag Palmarum konfirmiert. Der Pastor unseres Konfirmationsjahrganges 1923 war der spätere Kirchenrat Christian Dürrfeld. Er erzählte oft vom Leben im Elsaß, war ein glühender Lutherverehrer und ein Verfechter des Protestantismus. Nach seinem Antritt der Stelle als Kirchenrat in Oesdorf kam Pastor Hermsmeier als sein Nachfolger nach Holzhausen. Das war 1928.

Erst spät, nach dem Ersten Weltkriege, erhielt das Gemeindehaus einen Glockenstuhl. Er bestand aus einem stabilen Holzgerüst in Anbauweise und erhielt eine kleine Glocke. Diese Glocke wurde jeweils von einem Mitglied der Küsterfamilie Sievers mehrmals täglich und bei allen kirchlichen Anlässen geläutet.



Die 1954 erbaute Ev.-luth. St. Johannes-Kirche im Stadtteil Holzhausen.

Erst im Jahre 1954 erhielt die Evangelische Kirchengemeinde Holzhausen eine eigene Kirche, die Ev.-luth. St.-Johannes-Kirche. Sie wurde im September 1954 eingeweiht. Vielleicht wird einmal nachgeforscht, warum Holzhausen die wahrscheinlich im Dreißigjährigen Krieg zerstörte Kirche nicht durch ein anderes Gotteshaus ersetzen konnte. Es mögen finanzielle Gründe gewesen sein. Um so beachtlicher ist es, daß fast 20 Jahre nach dem Verlust der politischen Eigenständigkeit der Dorfgemeinde die Evangelische Kirchengemeinde den Weg gefunden hat, ihre Selbständigkeit mit einem eigenen Gotteshaus zu bewahren. Hier wie auch bei anderen Holzhäuser Gemeinschaften zeigte sich, daß der Wille zum Eigenleben durch die Eingemeindung nicht in allen Bereichen gebrochen war.

Den anderen, kleineren Religionsgemeinschaften des Dorfes ging es übrigens auch nicht besser als der Evangelischen Gemeinde. Die katholischen Christen besuchten die Kirche der St.-Georg-Gemeinde in der Bathildisstraße zu Bad Pyrmont.

Die kleine Gemeinde der Alt-Lutheraner ging zum Gottesdienst in die Ev.-luth. St.-Johannis-Kirche nach Oesdorf in der Pädagogiumstraße, jetzt Humboldtstraße. Die kleine, baulich schicke Kirche und das dazu gehörende Pfarrhaus sind dem Erweiterungsbau der Max-Born-Realschule gewichen. Das Pyrmont Schulzentrum erhielt damit eine gewisse Geschlossenheit. Die Gemeinde der Alt-Lutheraner, deren Kirchen seit dem neunzehnten Jahrhundert zu Freikirchen zusammengeschlossen waren, gibt es in Holzhausen nicht mehr. Vielleicht aus finanziellen Gründen auch, aber im wesentlichen wegen der Glaubensinhalte wurde die Gemeinde in die größere evangelische Kirchengemeinde eingegliedert. Sie gehörte damit auch zum Kirchspiel Oesdorf.

Die um die Jahrhundertwende ins Leben gerufene Neuapostolische Kirchengemeinde hat sich im Laufe der Jahre, besonders nach dem Ersten Weltkrieg, sehr stark entwickelt. Ihre Gottesdienste fanden zunächst in privaten Räumen statt, bis im Jahre 1929 an der Hohenborner Straße eine Kapelle errichtet wurde.

Doch später stellte sich heraus, daß auch diese Kapelle räumlich nicht mehr den an sie gestellten Anforderungen genügte. Im Jahre 1965 erhielt die Neuapostolische Kirchengemeinde ein größeres und baulich sehr schönes Gotteshaus an der Straße „Am Bruche“.

Friedhofswesen

Es waren nicht nur die fröhlichen Feste, die eine Dorfgemeinschaft formten. Auch der letzte Gang zum Friedhof wurde nicht nur von den Angehörigen des Toten, sondern auch von vielen Dorfbewohnern weitgehend miterlebt. Die Toten wurden im wahrsten Sinne des Wortes zu Grabe getragen.

Auf dem Holzhäuser Friedhof gab es noch keine Kapelle und keine Leichenhalle. Beerdigungen fanden daher vom jeweiligen Trauerhause aus statt, wo der Sarg bis dahin aufgebahrt wurde.

Eine Totenfrau hatte die Aufgabe, die Toten für die Einsegnung zu versorgen und Nachbarn, Freunde und Bekannte zur Trauerfeier einzuladen.

Nach dem Trauergottesdienst zu Hause nahmen Träger den Sarg mit einer Bahre auf die Schultern und trugen ihn vom Trauerhause zum Friedhof. Die Träger hatten Vorrichtungen dabei, um mal Rast machen zu können.

Der Trauerzug bewegte sich langsamen Schrittes zum Friedhof. Man blieb ehrfurchtsvoll stehen und ließ den Zug passieren. Es war die letzte Ehre, die Vorbeikommende dem Toten erwiesen.

Später schaffte die Gemeinde einen Totenwagen an. Der bisherige Brauch war für die Träger doch sehr mühsam. Der Leichenwagen wurde von zwei, mit schwarzen Decken behängten und mit einem passenden Kopfschmuck versehenen Pferden gezogen.

Von Anfang an hat der Hauderer Hermann Hundertmark diesen Wagen betreut und gefahren. Die Stadt Bad Pyrmont errichtete nach dem Zweiten Weltkriege auf dem Friedhof an der Hakelt eine Friedhofskapelle mit einer Leichenhalle. Seit der Zeit waren die Abschiedsgottesdienste in der Friedhofskapelle.

Der Holzhäuser Friedhof wurde „Stadtfriedhof“ und wesentlich erweitert.

Der letzte Gang zum Friedhof wurde modern gestaltet, damit aber weitgehend der Öffentlichkeit entzogen.

Die Landwirtschaft

Eine ausgedehnte Feldmark und die dazu gehörenden Wiesen und Weiden bildeten die Grundlage für eine blühende Landwirtschaft. Ackerbau und Viehzucht, im großen wie im kleinen, gehörten zu den lebenswichtigsten Grundlagen des Dorflebens überhaupt.

Die zahlreichen landwirtschaftlichen Betriebe waren vielschichtig in ihrer Struktur und Größe. Je nachdem wie viele Morgen Ackerland die Bauern unterm Pflug hatten, waren sie Vollmeier, Halbmeier, Groß-, Mittel- oder Kleinköthner.

Eigentümer oder Pächter kleinerer Ackerflächen nutzten das Land zum Teil als Nebenerwerb. Diese kleinen und kleinsten „Landwirte“ waren darauf angewiesen, ihr Land von einem größeren Bauern mit beackern zu lassen. Dafür mußte von ersteren wiederum auf andere Weise Hilfe geleistet werden, wozu es besonders in Pflanz- und Erntezeiten Gelegenheit gab.



Altes Bauernhaus des Landwirts und Viehhändlers Karl Binder in der Holzhäuser Straße um 1913.

Vorhandene landwirtschaftliche Maschinen waren in technischer Hinsicht noch sehr primitiv. Fast alle Arbeiten wurden mit den Händen verrichtet. Aus diesem Grunde waren selbst die landwirtschaftlichen Familienbetriebe auf immer wiederkehrende Nachbarschaftshilfe angewiesen.

Die Landwirtschaftsfamilie

Söhne und Töchter waren im landwirtschaftlichen Betrieb mit eingespannt. Die ältesten Söhne übernahmen meistens den Hof als Hoferbe. Die anderen Jungen erlernten einen anderen Beruf.

Bei den Töchtern war es etwas anders. Sie waren Haustöchter, ersetzten aber oftmals eine Magd. In der Regel blieben die Mädchen bis zu ihrer Verheiratung auf dem Hofe, wenn nicht im Einzelfall ein Studium oder eine geeignete Berufsausbildung Vorrang hatten.

Mit dem eigenen Personal und den Familienangehörigen konnten die Bauern in Spitzenzeiten nicht alle anfallenden Arbeiten schaffen. Die auf Gegenseitigkeit beruhende Nachbarschaftshilfe war eine Lebensnotwendigkeit.

Knechte mußten mit Pferden umgehen und ackern können, während die Mägde neben der Hausarbeit auch bereit und in der Lage sein mußten, die Kühe zu melken.

Bauer und Bäuerin blieben bis zu ihrem Lebensende als lebendes Inventar auf dem Hofe. Ihnen stand eine ordentliche Leibzucht zu. Eine solche Leibzucht wurde meistens in einem Übergabe- und Übernahmevertrag festgeschrieben oder anderweitig vereinbart.

Zu den Pflichtleistungen gehörten die Bedürfnisse des täglichen Lebens wie Wohnung, Kleidung, Verpflegung und ein angemessenes Taschengeld. Hege und Pflege in gesunden und kranken Tagen waren selbstverständlich.

Im Rahmen ihrer Leistungsfähigkeit machten sich die Alten teiler oder „Leibzüchter“ auch nach ihrer Zurruehesetzung in Haus und Hof nützlich.

Landwirtschaftlicher Betrieb

Geackert wurde mit Pferden, nur im Einzelfall mit Kühen. Zu den wichtigsten Ackergeräten gehörten Pflug, Eggen und Ringelwalze.

Im frühen Frühjahr wurden die Vorbereitungen für die Landbestellung getroffen. Infolge und gerade wegen der Art der Viehhaltung gab es an oder bei den Bauernhäusern, manchmal sichtbar oder auch dezent versteckt, einen großen Misthaufen. Der Mist wurde aufs Land gefahren und mit Greepen (Mistgabeln) auseinander gestreut und untergepflügt. Maschinelle oder automatische Miststreuer gab es erst später.

Die Jauchegruben, eine Notwendigkeit auf jedem Bauernhof, wurden meistens schon im Herbst zuvor geleert. Die Jauche wurde aufs Land und auch auf die Wiesen gefahren. Die Jauche von damals darf nicht mit der noch viel kräftiger stinkenden Gülle von heute verglichen werden. Das Stallvieh hatte im Gegensatz zu heute eine Streuunterlage, die den unterschiedlichen Jauchegehalt erklärt. Man muß nur ein wenig nachdenken.



Bei der Getreideernte. Die Mähmaschine im Einsatz.
Landwirt Friedrich Stuckenbrock von der Griefbemer Straße.

Viele Stoppelfelder wurden im Herbst "gestreckt", die Getreidestoppel also mit einem Pflug flach untergeschält. Die Stoppel konnten so schneller verrotten und als Dünger dienen. Kunstdünger wurde nicht viel verwendet.

Das für die Aussaat von Getreide vorgesehene Land wurde gepflügt und mit Ringelwalzen und Eggen fein geebnet. Das Säen des Getreides geschah mittels einer Wanne, die der Sämann, mit einem Gurt befestigt, vor sich trug. Der Sämann hielt beim Aussäen immer ein gewisses, gleichbleibendes Schrittmaß ein, damit das Saatgut gleichmäßig auf das Land verteilt wurde. Eine bessere Verteilung der Saat besorgte als bald eine Drillmaschine.

Die Heuernte

Dem vorhandenen Viehbestand entsprechend, besonders an Milchkühen und anderen Wiederkäuern, bewirtschafteten die Bauern Wiesen und Weiden. Die bekanntesten liegen in den sogenannten Emmerwiesen.

Für den langen Winter mußte rechtzeitig Vorsorge getroffen werden. Daher galt es, den großen Heuboden, meistens im Dach des Wohngebäudes gelegen, aufzufüllen. Die Wiesen

wurden etwa im Juni gemäht, das Gras wurde zu Heu aufbereitet. Je nach Wetterlage mußte das Heu wiederholt mit Harken gewendet werden. Diese Vorgänge wiederholten sich so oft und so lange, bis das Heu vollkommen trocken war. Viele Hilfskräfte waren dafür erforderlich.

Auf keinen Fall durfte das Heu noch mit Feuchtigkeit behaftet sein. Zu groß war die Feuersgefahr durch Selbstentzündung auf dem Heuboden.

Die Grasnutzung ist auf diese Art und Weise nicht mehr modern und nur noch in wenigen Fällen anzutreffen. Die Bauern bevorzugten heute die Futteraufbereitung in Silos. Auf diese Weise wird auch das Rübenkraut (Rübenblatt) vielfach verwertet. Die Silage hat für Menschen keinen angenehmen Geruch, wird aber von den Tieren gerne angenommen.

Der Kartoffelanbau

Wenn man heute die modernen Kartoffelpflanz- und Rodemaschinen beobachtet, muß man daran erinnern, wie mühsam die Pflanz- und Erntevorgänge damals waren. Kartoffeln wurden auf kleinen Flächen mit Spaten und Schnüren gepflanzt. Die mit dem Spaten in gleichmäßigen Abständen vorbereiteten Löcher, in die jeweils eine Saatkartoffel gelegt wurde, waren somit in Reih und Glied. Für den richtigen Abstand der Reihen von etwa 50 bis 60 cm benutzte man Pflanzstöcke.

Auf großen Flächen wurden die Kartoffeln eingepflügt. Dabei wurde in jede zweite Furche die Saat einzeln in bestimmter Tiefe und in bestimmten Abständen voneinander angelegt. Die nächste Pflugschar deckte die Saatkartoffeln ab. So war gesichert, daß die Kartoffeln so exakt in Reihen gelegt waren, als wären sie mit einer Schnur gepflanzt.

Sobald die Kartoffeln heranwuchsen und eine bestimmte Höhe erreichten, wurden sie losgehackt, von Unkraut befreit und später mit einem Spezialpflug angehäufelt. Die Stauden, auch „Hüchte“ genannt, konnten nun gedeihen.

Einige Bauern wiesen auch kleine Kartoffelflächen aus. Sie bepflanzten ein großes Feld und teilten es in kleinere Parzellen auf. Daran waren die Familien interessiert, die selbst kein Land bewirtschafteten, aber für den kommenden Winter ausreichend mit Kartoffeln versorgt sein wollten.

Bei der Kartoffelernte halfen groß und klein beim Auflesen. Da es noch keine Kartoffelroder modernen Stils gab, wurden die Kartoffeln ausgepflügt oder, bei größeren Flächen, ausgehaspelt. Ein Haspel war ein einfaches Gerät, das durch die eigene Fortbewegung kleine greifende Schaufeln in Bewegung setzte und die Kartoffeln Reihe für Reihe aufs Land schleuderte.

Das Roden begann, wegen des Morgentaus witterungsbedingt und weil ältere Schulkinder beim Auflesen halfen, meistens erst nach dem Mittagessen. Alt und jung sammelten die aufs Land geschleuderten Kartoffeln in Körbe. Jeder Aufleser hatte eine für ihn eingeteilte Strecke zu bewältigen. Die aufgesammelten Kartoffeln wurden in Säcke oder direkt in einen Kastenwagen geschüttet. Auf der Haus- oder Scheuendiele wurden sie zum Verlesen ausgebreitet.

Angenehm unterbrochen wurde die Arbeit der Aufleser, wenn die Bäuerin nachmittags mit dem Kaffee kam, um zur Kaffeepause zu bitten. Sie brachte eine Milchkanne voll Kaffee – Muckefuck natürlich – und Marmeladen- oder Wurstbrote. Als Kaffeetisch diente meistens ein Rasenplatz am Wegesrande. Während der Kaffeepause wurden oft Witze oder Dönekens erzählt, und so lief der Nachmittag schnell dahin. Bei einigen Bauern gab es abends ein gemeinsames Abendessen.

Zu Hause konnte sich die Bäuerin oder ihre Hilfe beim Aussortieren der Kartoffeln schon mehr Zeit nehmen. Mit vorgebundener „Rapperschürze“ ging es ans Verlesen. Aussortiert wurden Speise- und Pflanzkartoffeln und in hierfür vorgesehene Lager geschüttet. Die zum Verkauf vorgesehenen Mengen wurden getrennt gelagert. Der Rest einschließlich der beschädigten Stücke kam in das Futterlager.

Das auf dem Felde in Haufen gemachte Kartoffelkraut wurde getrocknet und aus heutiger Sicht dummerweise verbrannt. An manchen schönen Abenden konnte man im Dorfe den angenehmen Geruch der Kartoffelfeuer wahrnehmen.

Eine schöne Sitte war das Kartoffelbraten. Wenn das Feuer ausgebrannt war, mußten die noch heiße Asche ausgebreitet und die Kartoffeln hineingelegt werden. Wenn diese sich ausgeschwitzt hatten, wurden sie mit der Asche zugedeckt. Sie blieben so lange in der Asche, bis sie gar waren.

Die Getreideernte

Im Spätsommer und Herbst begann die Getreideernte. Die von Pferden gezogenen Mähmaschinen waren primitiv, eigentlich einfache Rasenmäher. Sie hatten zwei Sitze. Einer war für den Lenker der Pferde und einer, etwas zurückversetzt, für den Mann, der das Getreide über den auf dem Boden flach aufliegenden Messern mit einer speziellen Harke beim Vorwärtsfahren nach hinten drückte. Mit einem Fußhebel war es ihm möglich, die zurückzudrückende Getreidemenge so einzuteilen, daß die noch zu bindenden Getreidebündel – Garben genannt – die richtige und möglichst gleichmäßige Größe erhielten. Dieser Vorgang war genauso mühsam, wie es seine Beschreibung ist. Fortschrittlicher war schon später der eingesetzte Flügelmäher. Er schaffte den Arbeitsvorgang mit einem Mann.

Vielfach wurde noch mit Sensen gemäht. Der Schnitter machte jeweils einen Schnitt von etwa einem Meter Breite. Diese Breite, die man mit der Sense in einem Arbeitsgang bewältigen konnte, nannte man „Schwatt“. Das Wort kommt wohl von „Schwadern“.



Fritz Hilker sen., Landwirt, seit 1910 30 Jahre ununterbrochen Präsident des Holzhäuser Schützenvereins, hier mit Erntefuder.

Hinter dem Schnitter wurde das Getreide, das sich beim Abmähen an das noch stehende anlehnte, von einem Abnehmer mit einer Holzharke abgenommen und von einem, diesem

folgenden Binder in Garben gebunden. Als Bindematerial diente eine kleine Handvoll der frisch gemähten Halme.

Die Garben wurden aufgeschockt. Zu einem „Schocken“ gehörten, woher auch immer der Name kommen mochte, etwa 12 Garben. Die Garben wurden mit den Ähren nach oben, an jeder Seite 6, aneinander gestellt. Je nach Wetterlage war es notwendig, die einzelnen Garben mehrmals zu wenden, bis alle Halme richtig trocken waren.

Der Dreschschuppen

Zuerst wurde das Getreide der „Kleinen“ gedroschen. Das waren solche Leute, die nur ein oder zwei Fuder Getreide ernteten.

Die Gemeinde Holzhausen unterhielt am Dorfausgang nach Hagen hin einen Dreschschuppen. Da, wo die Straße „Am Bruche“ auf die Straße „Auf der Landwehr“ stößt, gleich linker Hand an der Südseite, befand sich die für die Gemeinde wichtige Einrichtung. Der Schuppen war so groß, daß außer der Dreschmaschine mehrere Fuder Getreide darunter abgestellt werden konnten und Schutz vor Regen fanden. Am Ende des Schuppens befand sich das Maschinenhaus. Hier war der große Antriebskessel untergestellt, der von einem Heizer bedient und gewartet wurde. Der Kessel wurde mit Kohle geheizt.

Das Gelände mit Schuppen gehörte dem Landwirt Fritz Hilker, Ortsstraße. Zwei Generationen der Familie Hilker stellten langjährige Schützenpräsidenten.

Eigentümer und Betreiber der Dreschmaschine war der Sägewerks-, Mühlen- und Fabrikbesitzer Fritz Emme.

Der Betriebsablauf an der Dreschmaschine erforderte die Bereitschaft vieler zu helfen. Der einzelne konnte die Hilfskräfte, die für den Drusch eines Fuders Getreide notwendig waren, nicht stellen. Jeder war daher auf die vor ihm und manchmal auf die nach ihm kommenden Hilfskräfte angewiesen. Das waren in der Tat echte Gemeinschaftsleistungen, die sich täglich mehrmals wiederholten. Schon die Terminabsprachen erforderten eine gewisse Umsicht, denn die Anfuhr der Erntewagen mußte ebenfalls mit den Bauern, die die Leiterwagen stellen und anfahren mußten, abgestimmt sein.

Manchmal machte auch das Wetter einen Strich durch alle mühsamen Vorbereitungen.

Das Dreschen in Scheunen

Die großen und größeren Bauern hatten ihren Betrieben entsprechend große Scheunen direkt am Hause, in Einzelfällen im Freien, Feldscheunen. Das Getreide wurde zunächst ungedroschen gelagert und in sogenannten „Bansen“, nach Getreidearten sortiert, aufgeschichtet.

Das letzte Fuder wurde mit einem Erntekranz und oft mit versammelter Erntemannschaft nach Hause geholt. Der Erntedank fand damit schon hier sichtbaren Ausdruck. Der Erfolg mühsamer Arbeit hing den ganzen Sommer über nicht zuletzt vom Wetter ab.

Der Getreidedrusch in den Scheunen wurde auf den späten Herbst verschoben. Dann kam die Dreschmaschine, die sonst am Dreschschuppen stationiert war, von einem Hof zum anderen. Für uns Kinder war es immer ein besonderes Erlebnis, den Transport der Maschine zu beobachten. War die Dreschmaschine in unseren Augen schon ein Ungetüm, so war der Transport des Antriebskessels besonders spannend. Der Kessel ähnelte äußerlich einer Lokomotive und war so schwer, daß er von mindestens vier Pferden gezogen werden mußte.

In der Scheune selbst war alles für den Betriebsablauf organisiert. Viele Hände waren erforderlich. Die Getreidegarben mußten wieder aus den Aufschichtungen, der „Banse“, herausgeholt und mittels einer Forke auf die Dreschmaschine befördert werden. Eine Forke ist einer Mistgabel ähnlich, hat aber einen längeren Stiel und nur zwei Zinken. Damit konnte man die Getreidegarben leicht aufspießen, und von der Forke glitten die Garben ebenso leicht wieder ab.

Oben auf der Dreschmaschine wurden die Garben einzeln entgegengenommen, aufgeschnitten und an die nächste Hilfskraft weitergegeben. Diese schüttete die aufgeschnittenen Garben mit einer auflockernden Bewegung in den Dreschkasten, in dem der eigentliche Dreschvorgang ablief. Hier im Dreschkasten wurden die Körner aus den Ähren geschlagen.

Am Ende der Dreschmaschine wurde das Korn in Säcken aufgefangen. Ein Träger beförderte die gefüllten Säcke entweder direkt auf den Kornboden (Kornkammer) oder aber auf einen Wagen, der zum Abtransport bereit stand. Das leere Stroh, von der Dreschmaschine schon automatisch gebündelt und mit Hanfbändern gebunden, mußte nun noch an Ort und Stelle geschafft werden.

Die Hanfbänder waren grob und struppig. Sie unterschieden sich wesentlich vom Bindfaden (Kordel), mit dem man Pakete schnürt. Die Bänder nannte man deshalb auch „Strohbänder“.

Genauso wie am Dreschschuppen lief der Betriebsvorgang auf den Scheunen ab. Es wurden viele Hilfskräfte benötigt. Der einzelne brauchte auch mal eine Ablösung, denn die Maschine kannte keine Ermüdungserscheinungen.

Drusch der „Sangen“

Nun gab es Leute, die weniger als ein Fuder Getreide zu dreschen hatten und die Dreschmaschine nicht in Anspruch nehmen konnten. Das waren meistens die „Sangenleser“. Wenn die Getreidefelder abgeerntet wurden, ließ der Landwirt das geräumte Feld nachharken. Dennoch blieben viele Ähren liegen, die von der großen Harke nicht erfaßt wurden. Diese Halme wurden von den Ährenlesern („Sangenlesern“) gesammelt und in so große Bündel gebunden, wie man in einer Hand halten konnte. Dieses Bündel war die sogenannte „Sange“. Mit einer Vielzahl von Sangen unterm Arm zog man heimwärts.

Das Getreide dieser Leute wurde zu Hause auf der Diele mit Dreschflegeln gedroschen. Das Getreide wurde auf der Diele ausgebreitet und, je nachdem wie viele Helfer zur Verfügung standen, im Takt, am liebsten Dreivierteltakt, gedroschen.

So ein Dreschflegel war einfach konstruiert. Er bestand aus dem eigentlichen Flegel, der mit Lederschnüren am Ende eines etwa zwei bis zweieinhalb Meter langen Handgriffes befestigt war.

Schweinehaltung

Von den meisten Familien, die Feld- oder Gartenland bewirtschafteten, wurden Schweine gefüttert. Das waren nicht

wenige. Von Schweinezucht konnte nicht gesprochen werden, die großen Bauern ausgenommen.

In jedem Frühjahr fand an der Hauptstraße in der Höhe des Hauderers Hermann Hundertmark (Hundertmarks Hermannche) ein Fickelmarkt (Ferkelmarkt) statt. Wer da noch kein Ferkel erworben hatte oder noch keins erwerben wollte, hatte dazu Gelegenheit, wenn ein Viehhändler später mit seinem Ferkelwagen durchs Dorf kam. Es gab solche in Holzhausen und auch in den Nachbargemeinden.

Viele warteten bis zum Sommer und kauften dann ein „Stangenschwein“. Woher dieser Name auch kommen mochte, es handelte sich um ein Tier von 40 bis 50 Kilo Gewicht.

Schweineversicherung

Wenn später ein teuer erworbenes und fast schwer genug gemästetes Tier an einer Krankheit oder Seuche einging, war das für den Tierhalter manchmal ein schwerer Verlust und machte alle Mühen zunichte. Die meisten ansteckenden Krankheiten waren Rotlauf und die Maul- und Klauenseuche.

Weitsichtige Dorfbewohner kamen früh auf den Gedanken, sich gegen solche Gefahren und Verluste zu schützen. Sie gründeten einen Verein zur gegenseitigen Hilfe, den Schweineversicherungsverein. Dadurch wurde ein eventueller Verlust in Grenzen gehalten und auf einen gewissen, erträglichen Geldbetrag reduziert.

Der Verein wurde von ehrenamtlichen Kräften geführt, so daß geringe Versicherungsprämien entstanden. Diese richteten sich wiederum nach den im jeweiligen Jahre entstandenen Gesamtschäden.

Schlachtfeste

Winterzeit war Schlachtezeit. Wenn die Tiere genügend Fleisch und Speck angesetzt hatten, mußten sie als Lieferanten von Wurst und Schinken herhalten.

Geschlachtet wurde fast Haus bei Haus. Das Handwerk betrieben die Hausschlachter, die dafür besonders ausgebildet waren. In der Regel waren das Maurer, die das Hausschlachten als zweiten Beruf ausübten, da im Winter am Bau nicht

gearbeitet werden konnte. Mehr als ein halbes Dutzend standen zur Verfügung. Sie waren laufend ausgebucht.

Am Morgen des Schlachttages gab es gewöhnlich große Aufregung. Wer sieht schon das von ihm selbst gefütterte und manchmal verwöhnte Haustier gerne sterben? Doch zwei Seelen in der Brust bedauerten, aber verlangten es zugleich. Das ausgeschlachtete Schwein hing, ausgebreitet auf einer Leiter, auf der Diele oder vorm Hause.

Am nächsten Tage wurde gewurstet. Ein großer Kessel stand bereit, um das Fleisch für die Wurst abzukochen und nachher die Würste zu brühen.

Der Hausschlachter brachte alle Utensilien mit. Dazu gehörten vor allen Dingen der Fleischwolf und das Wurstebrett. Verwertet wurde vom Schwein alles. Blutwurst wurde zum Teil mit Roggenmehl angesetzt. Die eigenen Därme des Tieres reichten niemals aus, um alles vom Wurstebrett hineindrücken zu können. Schon deshalb nicht, weil darauf Wert gelegt wurde, daß die Schweine zum Schlachten ein hohes Gewicht und somit dicke Speckseiten hatten. Das gab besonders für die Blutwurst dicke Kinkeln.

Großmutter saß oft Tage vorher an der Nähmaschine und nähte längliche Beutel aus Leinen. Diese konnten nur für die Blutwurst benutzt werden.

Selbst aus der Molle, in der die Blutwurst angesetzt war, wurde noch der Rest zusammengekratzt. Angereichert mit Pökelfleisch und Knorpelfleisch ergab das eine leckere Sache, das „Schweineschwarz“.

Das Wasser, in dem das Fleisch gekocht war, ergab eine kräftige Suppe. Die auf dem Wurstebrett rückständige Leberwurstmasse wurde noch Bestandteil für das vorzügliche Kreutelse. Das Kreutelse ist eine Spezialität und je nach Verwendung von Zutaten von unterschiedlicher Qualität. Unverzichtbare Grundlage ist die Grütze.

Es gehörte zu den schönen Sitten, daß die Nachbarsleute oder gute Bekannte Kreutelse und Suppe gebracht bekamen, um ihnen einen Vorgeschmack auf das eigene Schlachtfest zu geben oder auch diejenigen zu erfreuen, die selbst kein Schlachtfest „feiern“ konnten.

Fleischbeschau

Schlachtungen der gewerblichen Schlachtereien und auch alle Hausschlachtungen unterlagen der Fleischbeschau. Bei Schweinen war es vorwiegend die Trichinenschau. Jedes vom Fleischbeschauer für gesund befundene Tier wurde durch blaue Stempel „Trichinenfrei“ zum Verbrauch freigegeben. Für einige hundert Schweine, die von privaten Haushaltungen geschlachtet wurden, bedeutete das, daß erst dann gewurstet werden durfte, wenn an den vorgesehenen Stellen die blauen Stempel angebracht waren. Die bekannten Fleischbeschauer waren Ludwig Grawe, Heinrich Brockmann und Karl Eichmann. Für die gewerblichen Schlachtereien war Tierarzt Dr. Schlottmann zuständig. Dieser kassierte auch die bei den gewerblichen Schlachtereien anfallende

Schlachtsteuer,

die nach Tierart und Gewicht gestaffelt war. Für Schweine, Kälber, Rinder, Bullen galten unterschiedliche Steuersätze. Die Schlachtsteuer war eine besondere Verbrauchssteuer, die schon im 19. Jahrhundert von Schlachtieren und Fleisch erhoben wurde. In Deutschland wurde sie im Jahre 1934 eingeführt und im Jahre 1942 wieder abgeschafft.

Schlachtscheine und Wurstspenden

Für Hausschlachtungen war es notwendig, sich bei der Gemeinde einen Schlachtschein zu besorgen. Zunächst diente er nur statistischen Zwecken, doch bald darauf kostete er 2,- Mark je Schwein.

Verantwortliche des damaligen Winterhilfswerks kamen auf die Idee, auch bei den Hausschlachtungen zu sammeln. Die Gemeinde erhielt eine gewisse Anzahl Konservendosen. Bei jedem Antrag auf Ausstellung eines Schlachtscheines wurde gefragt, wie viele Dosen es sein dürften. Dazu gab es für jede Dose eine breite Banderole mit der Aufschrift „Winterhilfswerk“ und eine Spalte für die Bezeichnung des Inhalts, zum Beispiel Leberwurst, Rotwurst, Sülze und so weiter. Die gefüllten Dosen kamen an die Gemeinde zurück und wurden regelmäßig durch das Hilfswerk abgeholt. Registrierung und Dosenrücklauf machten eine Menge Arbeit.

Das Wiegeschwein

Nachdem auf den vorderen Seiten so viel von „Schweine-reien“ die Rede gewesen ist, muß auch noch diese kleine Schweinerei der Nachwelt überliefert werden, die sich abgespielt hat, als Holzhausen längst eingemeindet und nicht mehr eigenständig war:

Seit Beginn des Zweiten Weltkrieges waren Lebensmittel und alle Waren des täglichen Lebens bewirtschaftet. Es gab Lebensmittelmarken. Fleisch und Fett waren also zugeteilt.



Gasthaus Daniel Hundertmark (Puren Hundertmark) mit Viehwaage auf dem Hofe.

Bei den sogenannten Selbstversorgern, das waren Leute, die selbst ein Schwein für den eigenen Bedarf fütterten, wurde amtlich ermittelt, ob und wie viele Kilo Fleisch gegebenenfalls bei einer Hausschlachtung abgeliefert werden mußten.

Zu diesem Zwecke mußte jedes zur Hausschlachtung anstehende Schwein amtlich gewogen werden. Die amtliche Waage für den Bezirk Holzhausen stand bei Puren Hundertmarks auf dem Hofe. Für jeden Wiegevorgang war der Ortsbauernführer Gustav Klug verantwortlich.

Hier waren die Holzhäuser, wie so oft, mal wieder unter sich. Wer ein Schwein schlachten wollte, sah es nicht so gerne, daß er einen großen Teil davon abgeben sollte. Da war das Heranfüttern zu mühsam gewesen.

Ein Schlaumeier ist darauf gekommen, daß man doch das „passende Schwein“ von ca. 180 Pfund an den anderen ausleihen könne, nur zum Wiegen. Das wurde getan und ging auch eine Zeitlang gut. Das „passende“ Tier war schon so an den Weg gewöhnt, daß es ihn fast alleine fand.

Auf dem Wirtschaftsamt war aber aufgefallen, daß im Bezirk Holzhausen lauter „Einheitsschweine“ geschlachtet wurden.

Das zuständige Wirtschaftsamt bestimmte dann, daß jedes Schwein, das von der amtlichen Waage ging, ein schwarzes Kreuz auf die Borsten gekleistert kriegte.

Damit waren im Sinne des Wirtschaftsamtes wieder geordnete Verhältnisse eingetreten.

Das bereits gewogene Schwein konnte nicht noch einmal vorgeführt werden.

Die Räucherhäuser

Die Lebensweise und Gewohnheiten auf einem Dorfe schufen Einrichtungen, wie sie in einer Stadt nicht zu finden sind. So gab es in Holzhausen drei große Räucherhäuser:

Räucherei Stock, Hauptstraße,
Räucherei Hennefründ, Hospitalgasse,
Räucherei Schmidt, Schäfergasse.



Das Räucherhaus Stock in der Hauptstraße.

Die Räucherhäuser waren notwendig, um das Schlachtgut der Schweinemäster zu räuchern und damit haltbar zu machen.

In diesen Räucherhäusern mit großen, scheunenartigen Dielen verbreiteten kleine Holzfeuer, ohne Abzug durch einen Schornstein, einen ständigen Rauch, der den gesamten Raum ausfüllte.

An den dunklen, schwitzigen Wänden, an jedem Balken, unter der Decke im Wieben, hingen dicke Schinken, Speckseiten, große und kleine Würste, fein säuberlich beschildert mit den Namen derer, denen sie gehörten. Die kleinen runden Würste, Leberwürste und Brägenwürste zum Beispiel, wurden, zu mehreren kettenförmig untereinander gebunden, aufgehängt. Die so dahängenden Wurstketten nannte man "Ranken". Diese kamen zumeist, auf Wurstestöcke aufgereiht, unter die Decke in den Wieben. Jeder Wieben bestand aus den unter der Decke befestigten Holmen in solchen Abständen, daß die maßgerecht geschnittenen Wurststücke hineinpaßten. Wegen seiner Höhe war der Wieben nur mit einer langen Gaffel zu erreichen.

Fast alle Haushalte, auch die kleiner und kleinster Land- oder Gartenbesitzer, fütterten ein oder mehrere Schweine, um als Selbstversorger für den kommenden Winter versorgt zu sein. Schinken und Speckseiten waren vor dem Rauch in entsprechend großen Trögen gesalzen, in Söle gelegt – wie das hieß –, um sie schmackhaft und haltbar zu machen.

Nach einer gewissen Zeit kamen die geräucherten Sachen aus dem Rauch nach Hause in die Wurstekammer oder in den Hauswieben.

In den neueren Häusern gab es keine Wurstekammern und erst recht keine Wieben mehr.

Ziegenhaltung

Die in großer Zahl vorhandenen Ziegenhalter hatten sich in einem Verein organisiert. Der Ziegenzuchtverein wurde von ehrenamtlichen Kräften geführt. Hier lag die Bedeutung mehr auf dem Zuchtprinzip. Die Ziegen wurden nicht als Schlachtvieh, sondern als Milch- und Butterlieferanten gehalten.

Der Verein sorgte sich um den Nachwuchs durch Einrichtung und Unterhaltung einer Bockstation. Diese war viele Jahre im

Stall von Fritz Hundertmark, Hamborner Weg, und später im Stall des Gemeindehauses, an der Wohrtdrift.

Die Ziegenmilch schmeckte etwas herber als Kuhmilch und ebenso die daraus gewonnene Butter. Die Ziege war sozusagen die Kuh des kleinen Mannes. Wenn im Spätsommer oder im Herbst die Felder abgeerntet wurden, dann war es auch Zeit, die Ziegen an gute Futterplätze zu führen. Das besorgten Nachmittag für Nachmittag junge Burschen. Jeder Hütejunge hatte dann auf eigene und auf die Ziegen einiger Nachbarn aufzupassen. Zum Hüten waren die Felder, besonders Stoppelfelder, begehrt, auf denen schon der Klee für das nächste Jahr nachwuchs. Die Ziegenmilch wurde nicht, wie die Kuhmilch, zu einer Sammelstelle der Molkerei gebracht, sondern war für den eigenen Gebrauch bestimmt.

Die Sammelstelle für Kuhmilch war viele Jahre bei Mecken (Bäckerei) und Heetels (Tischlerei). Hier konnte man kleine Mengen für den Hausgebrauch abholen, mußte aber eine passende Milchkanne mitbringen. In einigen Fällen gaben aber auch Landwirte Milch in kleinen Mengen direkt an Einzelverbraucher ab. Für jetzt und später ist es sicherlich interessant zu wissen, daß die Milch durchschnittlich 20 Pfennige pro Liter kostete. Und dicker Schmant (Rahm) war auch noch drauf.

Schäfer und Schafferden

Eine Landschaft lebt mit allem, was in ihr krecht und fleucht. Für Belebung sorgten immer die Schäfer mit ihren Herden.

Der Schäfer Karl Jacob in der Griebemer Straße hatte eine kleine Herde. Er beweidete das Land und die Feldwege, die zur Feldmark im Oberdorf gehörten. Gelegentlich sah man aber auch andere kleine Herden.

Der bekannteste Schäfer war Friedrich Schaper im Unterdorf. Bei jedem geeigneten Wetter zog er mit seiner Herde, begleitet von zwei Schäferhunden, durch die Feldmark. Die Schafe sorgten immer für saubere Wegesränder. Im Herbst zogen sie über abgeerntete Felder und fanden dort reichlich Nahrung.

Die meisten Schafe gehörten Schäfer Schaper selbst, er hatte nur einige „Gastschafe“ dabei. Es war aber eine ansehnlich große Herde.

Für die Nacht baute Schaper eine Einfriedigung, sozusagen einen Laufstall, aus Hürden auf, wo die Tiere übernachteten. Dieser Laufstall kam täglich an eine andere Stelle.

Die Landwirte sahen diese Art der „Belagerung“ ihrer Felder sehr gerne. Auf diese Weise wurde das Land gut und gleichmäßig gedüngt. Das war auch der Grund dafür, daß die betreffenden Nutznießer die schweren Hürden gerne von einer Stelle zur anderen transportierten.

Als guter Hirte ließ Schaper in der Nacht die Herde nicht allein. Er hatte sein Bett in einer kleinen, fahrbaren und mit Zinkblech verkleideten Hütte. Auch die Hunde hatte er nachts in einer kleinen Behausung dabei.

Die freundlichen Aufforderungen des Schäfers „Sszücksch kum“ und vielfältiges „Mäh“ als Echo begleiteten die Herde den ganzen Tag.

Wenn einige Schafe unterwegs zu weit vorausgeeilt waren, kamen Schapers Befehle an die Hunde, wie zum Beispiel „Greif, haol se rümme“, „Geihst dou in de Fuhr“ oder „Buit dat Aas“. Auf jeden Fall hielten die Hunde die Herde immer gut beisammen.

„Watt meint jie denn woll, wotau eck jöck instellt hebbe?“ So mußte Schaper schon hin und wieder mal mit seinen Hunden schimpfen.

Schmiede, Stellmacher, Sattler

Die Handwerksbetriebe, Schmiede, Stellmacher und Sattler lebten mit der Landwirtschaft in ständiger, gegenseitiger Abhängigkeit voneinander. Die Zusammenarbeit dieser Betriebe war beachtlich. Es handelte sich hier um die Betriebe

Schmiedemeister Henze, Hauptstraße,
Schmiedemeister Klug, Am Bache,
Schmiedemeister Meinberg, Am Bruche,
Stellmachermeister Steinmeyer, Schäfergasse,
Stellmachermeister Höltje, Hauptstraße,
Sattlermeister Niemeyer, Hauptstraße.

Die landwirtschaftlichen Betriebe hatten einen beachtlich hohen Bestand an Pferden. In den drei Schmiedebetrieben mit Meister und Gesellen wurden die Pferdehufe beschlagen.

Diese Schmiedebetriebe fertigten die Hufeisen selbst an. Für die unterschiedlich großen Pferdehufe mußte jedes Eisen einzeln angepaßt und gefertigt werden. Dazu waren Amboß, Feuerstelle mit Blasebalg, Hämmer, Zangen, Schleifstein und andere Gerätschaften erforderlich.

Der Hufbeschlag war weithin hörbar, wenn der Schmied das glühende Eisen auf dem Amboß bearbeitete und dabei in gewissen Zeitabständen abwechselnd auf das Eisen und den leeren Amboß hämmerte. Beim Anpassen der glühenden Eisen am Hufe wurde ein nicht gerade lieblicher, aber unvermeidlicher Duft verbreitet.



In der alten Dorfschmiede Meinberg, Am Bruche.

Darüber hinaus waren die Schmiedebetriebe auch für die Endfertigung der von den Stellmachern hergestellten Wagen und landwirtschaftliche Geräte tätig. Der Stellmacher, der zum Beispiel ein Wagenrad angefertigt hatte, war auf den Schmied angewiesen, der das Werkstück vollendete. Die zum Rad geformten Speichen, Radkranz und Nabe mußten nun einen Halt bekommen. Es wurden Reifen aufgezogen, die der Schmied selbst fertigte. Auch hier handelte es sich um Maßarbeit, so das wiederum Blasebalgfeuer, Amboß und Hämmer betätigt wurden.

Der Stellmacher fertigte natürlich auch komplette Wagen an, ebenso Wagenleitern für Erntewagen, Deichseln, Schwengel und Langwaigen zum Anspannen der Pferde. Typen und Größen der Wagen waren verschieden und richteten sich nach dem jeweiligen Zweck. Einer der kleinsten war wohl der nach dem bekannten Milchhändler Bolle benannte Bollerwagen. Aber immer legte der Schmied die letzte Hand an's Werk.

Bei den Handkarren fiel besonders die einrädrige Bockkarre auf. Im Gegensatz zur gewöhnlichen Schubkarre war sie so konstruiert, daß man die Ladung auf ihr so verteilen konnte, als läge sie auf einer Waage. Das Schieben blieb einem aber nicht erspart.

Bis hierher handelte es sich im wesentlichen um solche gemeinsamen Arbeiten, die Schmiede und Stellmacher in unmittelbarem Zusammenhang mit der Landwirtschaft ausführten. Darüber hinaus konnten sie viel mehr. Auch jeder andere Wunsch, sei es für den Haushalt oder sei es für den Garten, konnte erfüllt werden.



Alte Dorfschmiede Heinrich Henze mit Bauernhausdiele. Apfelweg, Ecke Griesbemer Straße.

Im Zusammenhang mit der Landwirtschaft war auch eine Sattlerwerkstatt sehr wichtig. Vor allen Dingen waren die Pferdegeschirre aus Leder zu fertigen und bei Bedarf zu reparieren.

Mit fortschreitender Motorisierung und dem Einsatz von Treckern gab es immer weniger Pferde und Fahrzeuge der geschilderten Art. So wurden diese Betriebe leider in zunehmendem Maße überflüssig.

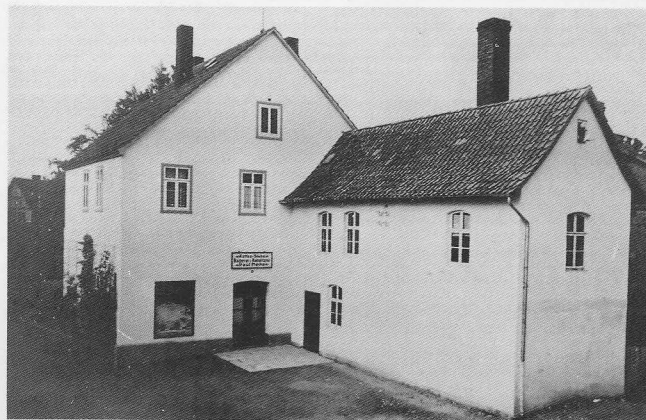
Bäckereien und Brotversorgung

Die Bäckereien

Schulze, Griesbemer Straße,
Stuckenbrock, Glockenschäferweg,
Mecke, Hagener Straße,
Engelke, Hagener Straße,
Steinmeyer, Auf der Schwarzen Raute,
Wilhelmi, Hauptstraße,
Windel, Hauptstraße,

sorgten für das tägliche Brot.

Ihre Backöfen heizten sie mit Holzscheiten. Wenn der Holzeinschlag im Walde beendet war, mußten die groben Holzscheite mit Äxten in kleinere, leicht entflammable Einzelscheite gehauen und anschließend getrocknet werden.



Bäckerei Mecke mit Backhaus an der Hagener Straße nahe Bensedrift und „Auf der Schwarzen Raute“.

Das Spalten der Scheite besorgten zwei Mann gleichzeitig von beiden Seiten. Die Scheite wurden so dick (oder so dünn) wie Spleetenholz, nur länger. Normalerweise waren sie einen Meter lang, oder eineinviertel Meter, wenn sie aus Gabeholzmaltern stammten.

In vielen Fällen war es selbstverständlich, daß die Bauern selber backten (buken). Nur wenn ihre eigenen, kleinen Backöfen nicht mehr in Betrieb waren, bedienten auch sie sich der Bäckereien.

Zum Anmengen des Brotteiges verwendete die Bäuerin das Mehl aus eigener Ernte, meistens aus Menggetreide (Roggen und Weizen). Das in heimischen Mühlen gemahlene Getreide ergab ein nicht sehr fein ausgemahlenes Mehl.

Am Abend vor dem Anmengen holte man vom Bäcker den notwendigen Sauerteig, der am nächsten Tage in gleichgroßer Menge vom Brotteig abgezweigt und dem Bäcker wieder zurückgegeben werden mußte.

Angemengt wurde in einer Holzmolle, so groß, wie für die gewünschte Anzahl Brote erforderlich. Der Teig wurde so lange geknetet, bis er sich zu Brotlaibern formen ließ.

Wenn eine Jungbäuerin zum ersten Male Brotteig anmengte, dann wurde darauf geachtet, ob der Brotteig an ihren Händen kleben blieb. War das der Fall, dann sagte man, sie sei geizig. In Wirklichkeit hatte sie nicht genügend aufgepaßt und zu wenig Mehl zum Abstreifen genommen.

Der gute alte Troghaken leistete beim Backen gute Dienste. Mit ihm wurden die Mollenwandungen sauber gemacht.

Wenn die Brote geformt und sämtlich in der Molle lagen, erhielten sie ein Identitätszeichen, das mit dem Troghaken eingedrückt wurde. Der Troghaken hatte einen kurzen, runden Griff, der am Ende hohl war. Der Abdruck in dem Teig, einfach oder mehrfach, hatte beim Bäcker immer dieselbe Gültigkeit. Mit dem Troghaken konnte man eine Reihe verschiedener Figuren einstanzen, woran die Kunden zu erkennen waren.

Für uns Kinder waren die Bäckereien besonders interessant, wenn die Äpfel reiften. Mit einem dicken Apfel durften wir

zum Bäcker, der ihn in Brotteig einhüllte und mit in den Backofen schob. Die fertigen Brat- oder Backäpfel unterschieden sich von den sogenannten Puttäpfeln, die auf der Herd- oder Ofenplatte „geputtet“ wurden.

Das Schneiderhandwerk

Einige Damen- und Herrenschneiderwerkstätten bildeten eine Zunft, auf die nicht verzichtet werden konnte. Sie waren für Neuanfertigungen, Änderungen und Reparaturen sehr notwendig.



Der Schneidermeister Friedrich Hartje bei der Arbeit (Untere Straße).

Namen möchte ich hier nicht nennen. Für alle nicht genannten Meister und Meisterinnen wäre das unter Umständen eine Beleidigung durch Unterlassung.

Den Anzug von der Stange gab es zu bestimmten Zeiten noch nicht, jedenfalls nicht für alle Figuren. Er mußte vom Schneidermeister nach Maß gefertigt werden. Änderungen und Fickarbeiten wurden ebenfalls ausgeführt, sofern es sich nicht um solche einfachen Arbeiten handelte, die Mutter selber machte.

Bei der Damenmode war es ganz ähnlich. Höheren Ansprüchen in der Anfertigung von Kleidern genügten Schneidermeisterinnen. Einige Schneiderinnen waren darauf eingestellt, in die Häuser als Hausschneiderinnen zu den Kunden zu gehen, um an einem oder mehreren Tagen alle Wünsche zu erfüllen.

Das Schuhmacherhandwerk

Mehr als ein halbes Dutzend Schuhmacherwerkstätten waren im Dorfe und fanden alle Beschäftigung. Alle waren Meisterbetriebe.

Um den Anforderungen auf dem Lande zu genügen, mußte derbes Schuhwerk her und nach Maß angefertigt werden. Als Fertigware war allenfalls leichtes Schuhwerk, sogenannte Trillichen, zu bekommen. Ein richtiger, anspruchsvoller Stiefel bestand aus Rindleder mit fester Ledersohle, versehen mit Nägeln auf den Sohlen und mit Metallplatten an den Schuhspitzen und Hacken, ebenso Lederriemen als Schnürsenkel.

Infolge der primitiven Straßen- und Wegeverhältnisse war der Verbrauch an Schuhcreme beachtlich.

Die Kaufmannsläden

Wenn man heute, am Ende des 20. Jahrhunderts, mit dem Einkaufswagen durch den Großmarkt schiebt, den Wagen aus den Regalen links und rechts füllt, denkt man ein wenig wehmütig an die vielen Läden im Dorfe zurück. Man nennt sie heute etwas geringschätzig „Tante Emmaläden“. Dabei nannten sie selbst sich stolz „Kolonialwarengeschäft“, obwohl es aus den Kolonien wenig oder fast gar nichts gab.



Colonialwarengeschäft Hermann Hoppe an der Hauptstraße.

Es war recht angenehm und bequem, dort einzukaufen. Schubläden, Kästen und Fächer hinter dem Tresen enthielten alles, was feilgeboten wurde. Nichts war fertig abgepackt. Es gab alles in losen Mengen und wurde entweder in Tüten oder in mitgebrachte Gefäße abgewogen oder abgemessen. Verpackungsmüll war unbekannt. Zapfsäulen für Öl und Petroleum, ein Faß mit Salzheringen (fünf Pfennige das Stück) gehörten in jeden Laden. Bei unserem Kaufmann stand immer ein Glas mit Bolchen (Bonbons) bereit, wenn Mutter einkaufte und ein Kleines bei sich hatte.



Gastwirtschaft Lindhorst mit Lebensmittelgeschäft am Ortsausgang nach Griefsem.

Ältere Leute vermissen heute den Kontakt mit dem Kaufmann oder der Verkäuferin sehr, wenn sie mit dem Einkaufswagen durch den Großmarkt fahren und die Waren selbst suchen müssen.

Man konnte selbst am Sonntagmorgen, wenn Mutter Rindfleischsuppe kochen wollte, noch schnell für fünf Pfennige Senf holen, sofern er fehlte. Und das passierte nicht selten.

Die mir bekannten Läden neben dem Konsum waren:

Karl Lindhorst, Griefßemer Straße,
Minchen Koop (später Thiele), ebenda,
Altenvietmeyers, Hagener Straße,
Neuenvietmeyers, ebenda,
Karl Otte, Hauptstraße,
Hermann Hoppe, ebenda,
Ferdinand Stuckenberg, ebenda,
Fritz Röwer, Ortsstraße.

Mühlen und Wasserversorgung

Zwei Mühlenbetriebe, Hellers (Emmes) Mühle an der Griefßemer Straße (Bokemühle) und Herbsts Mühle, Am Bruche, arbeiteten beide mit Wasserkraft des sich durch das ganze Dorf schlängelnden Mühlenbaches.

Ihre Arbeitsweisen waren unterschiedlich. Während Emmes Mühle neben der eigentlichen Mehl- und Schrotmühle auch ein Sägegatter für die Zimmereibetriebe unterhielt, das Bretter, Bohlen und Kanthölzer schnitt, beschränkte sich Herbsts Mühle auf den Mahlbetrieb, dafür aber intensiver.

Herbsts Mühle war wegen ihrer Lage noch besser als „Bruchmühle“ bekannt. Sie gehörte dem Müller Friedrich Herbst und wurde nach ihm und dessen Sohn Heinrich viele Jahre von dem Mühlenfachmann August Emme als Pächter geführt. August Emme war der Bruder des Eigentümers der Mühle an der Griefßemer Straße, Fritz Emme. Die Bruchmühle lieferte das Mehl an die Holzhäuser Bäckereien. Sie unterhielt aber auch einen Kundendienst für die Landwirte. Das Korn wurde vom Hause abgeholt und als Mehl oder Schrot dorthin wieder zurückgebracht.

Auch die kleinen Landwirte, die nur Schweine fütterten, ließen sich Schrot oder Kleie bringen. Größere Mehl- oder Schrot-

mengen wurden in Säcken geliefert. Die Mengen in kleineren Säcken nannte man „Pucken“. Man erhielt also, so oft man wollte, einen „Pucken Schrot“ für die Schweinemast.

Der „Müllerwagen“ mit einer hellen Bespannung als Verdeck belebte fast täglich das Straßenbild des Dorfes. Der letzte bekannte Betreuer der Kundschaft einschließlich Fahrzeug und Gespann war Heinrich Mahlmann.



Abend am Dorfbach, um 1911.

Hier „Auf dem Fohre“ begann der Lauf des Mühlenbaches, der hinter einem zwischen den Häusern Stuckenbrock und Timmermann gelegenen Teich allabendlich mit einem Schütt gestaut wurde.

Die Quelle des Mühlenbaches befand sich in Couppés Teichen. Das Wasser floß den ganzen Tag über, vom Fohre angefangen, die Hauptstraße (Griefßemer Straße) entlang in südlicher Richtung, unterquerte die Hauptstraße zur Bokemühle (Emmes Mühle), floß von da aus weiter hinter dem alten Schulhof vorbei unter der Hagener Straße hindurch, hinter Bäcker Meckes Hause vorbei, bei Schmiedemeister Klug unter der Straße „Auf der Schwarzen Raute“ hindurch zum Bruche.

Abends wurde das Wasser hinter einem Teiche „Am Fohre“ gestaut. Die Stauvorrichtung wurde „Schütt“ genannt. Der Mühlenbach, die sogenannte Beeke, bot an den meisten Stellen freien Zutritt und wurde von den anliegenden Haushalten zum Wassers schöpfen oder zur Anlegung eines Wäschespülplatzes benutzt. Das Beekewasser eignete sich damals noch als Brauchwasser.

Für Trinkzwecke konnte man im Oberdorf jedenfalls das Wasser am Abend hinter dem „Schütt“ schöpfen. Von vielen wurde es mit Eimern und Schanne, wie beim Hamburger Wasserträger zu sehen, geholt. Diese Tätigkeit bot manchmal die Gelegenheit für einen Plausch.

Die gefüllten Eimer kamen auf die Wasserbank in der Küche. Das Wasser mußte oft für den Tagesbedarf als Trinkwasser reichen.

Die Beeke hatte zu der Zeit noch einen guten Bestand an kleinen Fischen. Wir Kinder kannten sie als Stinkerböcke (Stichlinge) und Rotfederchen. Beim Fangen der Fische mußte traditionsgemäß jedes Kind einmal in den Bach gefallen sein.

Die von dem Mühlenbesitzer Fritz Emme von Bauer Fritz Couppé erworbene Wasserquelle speist seit Jahren ein Wasserwerk am Iberg. Der vernachlässigte Mühlenbach selbst ist größtenteils verrohrt und nicht mehr uneingeschränkt zugänglich.

Die Wasserversorgung durch das Pymonter Wasserwerk wurde erst nach und nach ausreichend. Die Wasserrohre wurden spät, zu allerletzt im Oberdorf, installiert.

Viele Häuser hatten bis dahin Wasserpumpen oder kleine Brunnen. Diese Schöpfstellen wurden auch zwangsläufig von benachbarten Familien gern in Anspruch genommen.

Die Schlachtereien

Holzhäuser Schlachtereien gab es im Verhältnis zur Einwohnerzahl gar nicht mal so viele. Dennoch belieferten sie nicht nur die Holzhäuser Bürger mit Fleisch- und Wurstwaren, sondern zum großen Teil auch Hotels, Pensionshäuser und Speisewirtschaften in Bad Pymont. In Holzhausen waren viele Haushalte in bezug auf Fleisch und Wurst weitgehend Selbstversorger.

Die Schlachter fragten den Bedarf der Hotels und Pensionen laufend ab. Die Ware brachten sie nicht mit Lieferwagen, sondern in den meisten Fällen direkt mit der Molle auf dem Buckel, fein säuberlich mit einem weißen Tuch bedeckt. Mit der Molle kam auch der Geselle von Schlachtermeister Weber, wenn er in Holzhausen Rinderwurst zum Kauf anbot. Die Rinderwurst war für manche Haushalte eher erschwänglich.

Mehrere Holzhäuser Schweinemäster waren darauf eingestellt, täglich die in den „Drang“ gegebenen Küchen- und Speisereste aus den Pensionshäusern und Gastwirtschaften für die Schweinemast in dafür vorgesehenen Tonnen abzuholen. Die in Holzhausen verfütterten Pymonter Küchenabfälle und Speisereste, auch „Fricko“ genannt, kehrten oft als Filets und Koteletts nach Pymont zurück.

Für die Schlachtereien gab es, genauso wie für die Bierverleger, noch ein besonderes Problem. Als es noch keine Kühlvorrichtungen in der heute bekannten Art gab, mußten Schlachter und Bierverleger eine Anleihe bei der Natur machen.

In Ermangelung elektrischer Anlagen mußte nicht nur der Fleischwolf mit der Hand gedreht werden, es fehlten auch Kühlanlagen, wie Kühl- oder Gefrierschrank. Mit der Frischhaltung des Schlachtgutes hatten die Schlachter ihre besonderen Sorgen. Schinken, Speckseiten wurden zwar gesalzen und geräuchert, ebenso konnte die Dauerwurst geräuchert werden. Aber Frischfleisch, wie Braten- und Suppenfleisch und frische Wurst mußten ausreichend gekühlt gehalten werden. Zu diesem Zwecke hatten die Schlachtereien – wie die Bierverleger für kühles Bier – große

Eiskeller

angelegt, die jeden Winter mit Natureis aufgefüllt werden mußten. Wenn im Winter Moorteich, Couppés Teiche und die Schloßgraft zugefroren waren, dann war das ein Mekka für die Schlittschuhläufer und für die Anleger von Schurrbahnen für diejenigen, die keine Schlittschuhe hatten. Wenn die Eisdecken so richtig fest zugefroren waren, dann kamen die Schlachter und Bierverleger und eisten das schöne „Sportfeld“ ab. Sie schnitten dicke Eisschollen und fuhren diese in ihre Eiskeller als Kühlmittelvorrat für wärmere Zeiten.

Doch ein Trost für die kleinen Wintersportler blieb immer zurück. Die Winter waren vor 70 und mehr Jahren entschieden härter als heute. Die abgeeiseten Flächen froren immer wieder schnell zu.

Elektrizität und Kuppellampe

Die Elektrizität hielt im Dorfe ziemlich spät Einzug. Die gute alte Petroleumlampe, die Kuppellampe, war in jedem Haushalt vorzufinden. Die Kuppellampe bestand aus Fuß, Petroleum-

behälter, Docht und Zylinder. Dazu kam die Halterung aus Messing für eine mehr oder weniger schmucke Kuppel aus Porzellan. Die Kuppel gab der Lampe den Namen.

Für die Küche oder für andere Räume war eine Petroleumlampe zum Aufhängen an der Wand konstruiert. Die Stallaterne war wegen der Feuersgefahr besonders abgesichert. Die Kuppellampe auf dem Stubentisch machte das ganze Zimmer urgemütlich und behaglich.

Als Schulkinder haben wir in der dunklen Jahreszeit unsere Schularbeiten noch bei einer solchen Kuppellampe gemacht.

Die Neigung vieler Menschen zur Nostalgie sorgt dafür, daß dieser „Gemütmacher“ – sogar in Variationen – erhalten bleibt, auch wenn er elektrisch betrieben wird.

Die Einführung der Elektrizität machte eine Fülle von Ansprüchen frei, auf die man bis dahin nicht gekommen war. Es war so bequem, nur anzuknippen. Zunächst blieb es nicht bei einer Lichtquelle im Zimmer.

Die Elektrizität war nicht nur Auslöser von Fortschritt und Bequemlichkeit, sondern leider auch zur Verschwendung.

Die Zigarrenindustrie

Über Umfang und Bedeutung der Zigarrenindustrie in Holzhausen herrschen verschwommene und teilweise völlig falsche Vorstellungen. Es gibt auch keine Spuren, woran man das Ausmaß ablesen könnte. Dabei war die Zigarrenindustrie eine der wichtigsten und bedeutendsten Lebens- und Existenzgrundlagen der Dorfbevölkerung überhaupt.

Millionen hergestellter Zigarren wurden in ganz Deutschland geraucht oder als Exportware ins Ausland bis nach Übersee verschickt. Weder Landwirtschaft noch Handwerk beschäftigten mehr Leute als die ansässigen Zigarrenfabriken.

Die Holzhäuser Zigarrenfabriken beschäftigten mit Büro- und Versandpersonal mehrere hundert Männer und Frauen. Sie arbeiteten in den Fabrikräumen, zum großen Teil aber auch zu Hause als Heimarbeiter.

Von Industrie sollte man eigentlich nicht sprechen, denn Zigarren und Zigarrillos wurden ausschließlich handgefertigt. Die Arbeit erforderte große Geschicklichkeit. Für die Fertigung

ganz bestimmter, auffälliger und ansprechender Formate benötigten die Zigarrenarbeiter ein besonders feines Fingerspitzengefühl. Daher erhielten auch die besten Zigarrenmacher die schwierigsten Formate zur Fertigung. Die Bezahlung war je nach Größe und Format der Zigarren unterschiedlich.



Fertigungsraum der Zigarrenfabrik Zetzsche in der Hauptstraße.

Nicht nur die Formate, sondern auch die Geschmacksqualität mußten ansprechen. Die für die Einlage bestimmten Tabake waren sorgfältig ausgewählt und gemischt. Die Zusammensetzung machte die Qualität und damit die Begehrlichkeit der Zigarren aus. Sie fiel in die Zuständigkeit eines Meisters.

Die gefertigten rohen Wickel wurden in Holzformen zu je 20 Stück gepreßt und schließlich Stück für Stück in ein Deckblatt eingerollt. Die fertigen Zigarren mußten nun noch sortiert werden. Die Zigarrensortierer brauchten für diese Aufgabe ein geschultes Auge. Die in Kisten verpackten Zigarren sahen äußerlich gleich aus. Solche Zigarren, die im Aussehen auch nur geringfügig voneinander abwichen, wurden als „Fehlfarben“ besonders verpackt.

In den Fertigungssälen herrsche nicht etwa Totenstille. Es durfte erzählt, gelacht und auch gesungen werden. Bei warmem Wetter und geöffneten Fabrikfenstern konnte man als Vorübergehender oft den Gesang fröhlicher oder auch trauriger Lieder vernehmen.

Die bekannten Fabriken waren:

Otto Feldmann, August Nolte, Carl Ohm,
Fritz Röwer, Heinrich Hilker, Oskar Zetzsche.

Die Firmen Schwering & Hasse, Lügde, und die ebenso bekannte Firma Schilling & Co., Bremen, unterhielten in Holzhausen Filialen mit größeren Fertigungsräumen. Der Werkmeister der Firma Schilling & Co. war Fritz Breyer. Eine Firma auf Pyrmonter Gebiet, unter dem Namen „Weinberg“ bekannt, beschäftigte viele Tabakarbeiter aus Holzhausen.

Es gab auch noch kleine Familienbetriebe, zum Beispiel Paul Mundhenk, Heinrich Kleinsorge, Vater des Sattlermeisters Friedrich Kleinsorge.

Zigarren, Zigarillos und Stumpen werden heute weitgehend maschinell gefertigt.

Zigarrenkisten

Die Zigarrenkisten fertigte in jeder gewünschten Größe die Firma Fritz Emme, die eine ganze Anzahl von Frauen und Männern beschäftigte. Neben Zigarrenkisten fertigte die Firma Emme auch andere Produkte wie Stuhlsitze, Schulmöbel, Sitzmöbelteile usw. an.

Die Firma Emme hat ihren Sitz bereits vor mehreren Jahren in die Nachbarstadt Lügde verlegt.

Das Speditionswesen

Im Zusammenhang mit der Zigarrenindustrie wird am besten die Bedeutung des damaligen Speditionswesens sichtbar.

Die Zigarrenfabriken erhielten ihre Tabake in großen Ballen, zumeist von Übersee. Von da kamen die guten und meistverarbeiteten Tabaksorten wie Sumatra, Java, Brasil, Havanna beispielsweise. Ganz vereinzelt kamen auch Ballen aus deutschen Tabakanbaugebieten, zum Beispiel aus der Pfalz.

Die Tabakballen wurden von einem amtlichen Bahnspediteur vom Bahnhof geholt und zu den Fabriken gebracht. Die Deutsche Reichsbahn hatte für die Beförderung von Stückgut an die Empfänger „Amtliche Bahnspediteure“ zugelassen. Für die Gemeinde Holzhausen war das der Spediteur Carl Vietmeyer in der Hagener Straße. Vietmeyer betrieb eine kleine

Landwirtschaft. Für den Speditionsbetrieb war das wichtig, denn er benötigte Pferdegespann und Wagen.

Das Fahrzeug, mit dem er die Tabakballen und auch anderes Stückgut beförderte, war ein Wagen besonderer Art, ein Rollwagen. Dieser Wagen hatte niedrige, gedrungene Räder und eine flache, ganz glatte Ladefläche ohne jegliche Begrenzung an den Seiten. Jede Begrenzung wäre hinderlich gewesen.

Nach dem Tode des Spediteurs Carl Vietmeyer führte sein Sohn, Wilhelm Vietmeyer, die Spedition noch eine Zeitlang weiter.

Mit dem Ende der Zigarrenindustrie im wesentlichen und durch die fortschreitende Motorisierung und damit verbundener Modernisierung des Transportwesens war für Vietmeyers Rollwagen keine Daseinsberechtigung mehr vorhanden. Das Dorf war um eine alte Tradition ärmer geworden.

Umwelt und Müll

Seit Menschen auf der Welt sind, hat es sicherlich Umweltverschmutzung gegeben. Die Frage bleibt offen, bis wie lange die Selbstreinigungskräfte der Natur ausgereicht haben, die Folgen zu beseitigen.

Was Holzhausen betrifft, wird die Natur bis in die zwanziger Jahre dieses Jahrhunderts nicht viele Schwierigkeiten gehabt haben.

Die Schadstoffabgabe der Schornsteine durch Herd- und Ofenbrand begann erst in den dreißiger Jahren durch Autoabgase vermehrt zu werden.

Tüten, Zeitungspapier und andere brennbare Substanzen wurden mit verbrannt. Milchtüten oder Plastiktaschen waren unbekannt. Für Milch, Speiseöl oder Petroleum gab es Kannen oder Flaschen. Wenn man beim Kaufmann Senf kaufte, brachte man ein Glas mit. Im übrigen hatte jede Hausfrau zum Einkaufen einen Einkaufskorb. Kartoffelschalen, Gemüse- und andere Küchenabfälle dienten als Viehfutter.

Die Asche aus Herd und Ofen war vielseitig zu verwenden, manchmal auch zur Befestigung der Gartenwege.

Natürlich wurden im Haushalt Scherben gemacht. Nach dem Motto „Scherben bringen Glück“ wurden diese gesammelt und beim nächsten Polterabend dem Brautpaar als Glücksgabe vor die Haustür geworfen. Dasselbe passierte mit alten kaputten Eimern und Kochtöpfen. Um die Beseitigung der Liebesgaben mußte sich am nächsten Morgen der Bräutigam kümmern. Ein Schuttplatz tat noch ungefährliche Dienste, weil keine Chemikalien dorthin gelangten.

Nach dem Ersten Weltkriege gab es in Geschäften kaum Lebensmittel in Dosen zu kaufen. Doch heute werden sie in Mengen gekauft. Man verbraucht den Inhalt der Dosen und wirft sie in die Mülltonne.

Ganz anders war das früher, als noch das Selbstversorgerprinzip galt und manche Hausfrau sich bemühte, eigene Gartenfrüchte und Waren aus der Hausschlachtung zu konservieren. Man kaufte leere Dosen, füllte sie und ließ sie beim Klempner verschließen. Nach dem Gebrauch der ersten Füllung wurden die Dosen nicht weggeworfen, sondern bis zum nächsten Bedarf gesammelt.

Die Klempnermeister Walter und Erich Breves sowie Albert Stolte hatten die Geräte zum Aufarbeiten und Verschließen der Dosen. Für den Wiedergebrauch der Dosen benötigte man lediglich neue Deckel.

Auch die guten alten Einweckgläser, die immer wieder verwendet werden können, kommen nach und nach aus der Mode, zum großen Teil aus Bequemlichkeit.

Brennholzversorgung

Angesichts moderner Zentralheizungen mit maßgerechten Heizkörpern in allen Wohnräumen lohnt es sich, einen Rückblick in vergangene Zeiten zu tun.

Der Brennstoff war, von Ausnahmen abgesehen, das Holz. Das Brennholz, das im Leben der Dorfbevölkerung eine so große Rolle spielte, ist durch die moderne Heiztechnik fast völlig verdrängt worden.

Der große Bedarf ergab sich dadurch, daß in fast allen Familien zwei Feuerstellen, die mit Holz beheizt wurden, vorhanden waren. Das war einmal der Kochherd in der Küche und

der Ofen in der guten Stube. Fast in jedem Hause war außerdem noch ein Mauertopf in der Wasch- oder Futterküche.

Der Küchenherd, heute mit elektrischen Kochplatten verschiedener Größe versehen, hatte eine Feuerstelle. Darunter war der Aschenkasten. Ein großes Fach als „Brat- oder Backofen“ nahm den noch daneben vorhandenen Platz in Anspruch. Hier wurden auch die Holzspalten aufbewahrt, um zum Nachlegen aufs Feuer bereit zu sein.

Die über Feuerstelle und Backofen liegende Kochplatte war durch eiserne Ofenringe für Kochtöpfe jeder gewünschten Größe geeignet.

Der traditionelle Kaiserofen, der die Stube zierte, war im unteren Teil gleich konstruiert. Als Ofen hatte er aber darüber noch ein Fach, in dem Oma ihren Kaffeetopf stehen hatte, so daß immer warmer Kaffee (meist Kathreinners oder selbstgebrannter Gerstenkaffee) vorhanden war.

Neben Ofen und Küchenherd stand jeweils der Holzkasten, der täglich aufgefüllt wurde. Er diente ebenfalls als Sitzgelegenheit.

Briketts wurden gelegentlich benötigt, wenn das Feuer längere Zeit anbleiben sollte, wenn niemand zu Hause blieb, um Holz nachzulegen.

Wenn es im Winter grimmig kalt wurde, heizte man zwischen- durch auch mit Steinkohle.

Forstzweckverband

Der Forstzweckverband war der Holzlieferant. Er bewirtschaftete alle Waldungen, die früher den Gemeinden des ehemaligen Kreises Pyrmont gehörten. Der Forstmeister Hartwig hatte sein Domizil in der sogenannten Waldburg in der Bismarckstraße. Die Forstverbandskasse befand sich in Völkers Badehotel, Am Hylligen Born, im Erdgeschoß. Dort war auch die Kurverwaltung untergebracht. Beide Dienststellen waren eng miteinander verwachsen. In den zwanziger Jahren entstand das Verwaltungsgebäude des Forstzweckverbandes am Forstweg, in dem die Büros der jetzigen Stadtforst untergebracht sind.

Revierförsterei

In der Gemeinde Holzhausen, die ihre Waldungen in den Forstzweckverband eingebracht hatte, war eine Revierförsterei eingerichtet. Der damalige Revierförster hieß Hermann Biermann, Auf dem Fohre. Sein Sohn, Wilhelm, löste ihn ab.

Holzeinschlag

Im Herbst begann der Revierförster damit, die für den Holzeinschlag vorgesehenen Buchenbäume zu kennzeichnen. Er benutzte dazu einen Reißhaken, mit dem er einen weithin sichtbaren Schlitz in die Baumrinde einschlitze. Die Holzhauer füllten die gekennzeichneten Bäume, schnitten sie in meterlange Scheite und schichteten diese in Meterbänke auf. Die Bänke hatten verschiedene Größen wie z. B. zwei, drei, vier oder mehr Raummeter. Der Revierförster numerierte die Bänke und übergab dem Forstmeister eine komplette Bestandsliste. Alsdann wurden die Bänke durch Forstmeister Köhler und Forstsekretär (später Forstamtman) Oskar Stolte in einer Holzhäuser Gastwirtschaft (meist bei Otte) verkauft.

Vor der Verkaufsveranstaltung (Holzauktion), die öffentlich bekanntgemacht wurde, gingen die Interessenten in den Wald, suchten einige für sie passende Holzbänke aus und versuchten, eine der auserkorenen zu erwerben.

Der für Holzhausen zuständige Haumeister war Heinrich Stuckenbrock, Auf dem Fohre, der Großvater des jetzigen kaufmännischen Leiters der Stadtwerke, Heinrich Stuckenbrock.

Jeder, der eine Holzbank erworben hatte, bemühte sich nun um einen Fuhrmann mit Pferd und Wagen, der das Holz aus dem Walde nach Hause holte. Ein Beispiel gegenseitiger Hilfe wurde auch hier sichtbar.

Gabeholz

Gabeholzberechtigte hatten die Möglichkeit, die ihnen zustehenden Holzmengen selbst zu werben (d. h. zu schlagen und aufzubereiten). Später wurde das nicht mehr gestattet, so daß nur die Waldarbeiter den Holzeinschlag besorgten. Die Berechtigten mußten von da ab die Werbungskosten zahlen.

Das Gabeholz wurde nicht in Raummeter, sondern in Maltern gemessen.

Holzschneidemaschinen

Aus den Holzscheiten wurde nun ofenfertiges Spleetenholz gemacht. Dazu benötigte man zunächst Sägebock und Bogensäge. Jedes Meterstück wurde in 5 Teile (bei dem längeren Gabeholz 6 Teile) geschnitten. Das ergab die passende Länge für Ofen und Herd. Dann kam jedes Stück auf den „Hauklotz“ (Hackeklotz), um mit einem Beil in Spleeten gewünschter Größe gehackt zu werden. Nicht alle Familien hatten Sägebock und Bogensäge. Eine mobile Sägemaschine mit einer scharfen Bandsäge sorgte an Ort und Stelle für Abhilfe. Die erste Sägemaschine hatte nach meiner Erinnerung Edmund Günther. Heute würde man sagen, daß er es war, der eine Marktlücke entdeckt hatte. Diesen Kundendienst übernahmen später Heinrich Polte und Wilhelm Hilker.

Holzfinnen

Die fertigen Spleeten mußten nun, bevor sie in den Holzschuppen oder an einen anderen trockenen Platz gebracht wurden, zweckmäßig gelagert werden.

Wenn man im Dorfe spazierenging, begegnete man vielerorts kleinen „Bauwerken“, rund oder viereckig. Das waren, wenn man so will, Zeugen einer Holzepoche, die typischen Holzfinnen. Ihre Erbauer hatten jeweils ihre eigene Technik. Die Finnen mußten regendicht, wetter- und standfest sein.

Pieke und Spricker

Nicht alle Familien waren finanziell in der Lage, so viel Holz zu kaufen, wie sie das Jahr über benötigten. Sie mußten die fehlende Menge mit Leseholz oder „Pieken“ ersetzen. Der Förster gab Leseholzscheine aus, die zum Einsammeln vom Winde abgewehter Äste berechtigten. Leicht einzusehen, daß der Wald immer wie blank gefegt war. Nach jedem Sturm waren geübte Holzholer auf dem Posten, neugefallenes Astholz aufzufindig zu machen. Wo ein Handwagen nicht zur Verfügung stand, trug man die Reisigbündel auf Schultern nach Hause. Dünne, spärliche Reisigbündel nannte man „Spricker“ oder

„Rabenspricker“, weil die Rabenvögel aus solchem Reisigmaterial ihre Nester bauen. Anders war es mit den „Pieken“. Das Ziehen dieser dicken und in den Baumkronen vorhandenen trockenen Äste mit einem „Piekhaken“, an einer langen Stange befestigt, war nicht ohne Risiko und geübten, starken Männern überlassen.

Brakenholz

Kleine Äste und Zweige, die nicht mehr zu Meterscheiten zu verarbeiten waren, nannte man Braken- oder auch Kronenholz. Sie wurden flächenweise ausgewiesen und als „liegende Nummer“ verkauft.

Holzsammeln, Piekeziehen und Spleetenhauen sind Tätigkeiten, die der Vergangenheit angehören. Das Brennholzzeitalter ist sang- und klanglos verschwunden. Heizöl und Erdgas sind die Renner.

Wegepflege und Straßenbau

Während vom Frühjahr bis zum Herbst den ganzen Tag über reges Leben und Treiben auf Wiesen und Feldern herrschte, waren Arbeitskräfte der Gemeinde damit beschäftigt, die Wege und Gräben in der Feldmark instand zu halten und zu reinigen.



Albert Rostmann, Wegemeister mit Arbeitsgruppe und Dampfwalze beim Straßenbau „Auf dem Fohre“.

Für diese Arbeiten war der Wegemeister Albert Rostmann verantwortlich.

Die Abflußgräben in der Feldmark verschlammten von Zeit zu Zeit. Sie mußten immer wieder „ausgeschlagen“ werden, um in Regenzeiten dem Hochwasser vorzubeugen. Ein Kanalnetz wäre hier nützlich gewesen, war aber nicht vorhanden.

Für Straßenbauarbeiten oder für Ausbesserungen an den Straßen wurden nach Bedarf Hilfskräfte beschäftigt. Es gab noch keine Asphaltdecken. Für den Straßenbau wurden Bruchsteine aus gemeindeeigenen Steinbrüchen verwendet. Für das Heranschaffen der Bruchsteine konnten die Bauern verpflichtet werden, die Hand- und Spanndienste zu leisten hatten.

Die Steine wurden am Straßenrand aufgemetert (aufgeschichtet) und anschließend zerkleinert („geklopft“). Die Steinklopfer benutzten für diese Arbeit große und kleine Spezialhämmer mit elastischen Stielen, meistens aus Rot- oder Weißdorn.

Um bei ihrer Arbeit gegen Regen und Wind geschützt zu sein, stellten sie bei Bedarf Schutzwände aus Strohgeflecht auf.



Arbeitsgruppe beim Straßenbau an der Griebemer Straße.

Das für die Fahrbahn aufgebrachte Steinmaterial wurde mit einer schweren Dampfwalze festgewalzt. Bei diesem Material mußten die Straßen nach ergiebigen Regenfällen ge-

reinhalt werden. Der Oberflächenschmutz wurde mit einem breiten „Straßenschrapper“ abgezogen. Der Gemeindearbeiter Ludwig Thorns ist mir mit dieser Arbeit noch in bester Erinnerung.

Die Dorfschwalben

Der zähe kalksteinige Oberflächenschmutz der Straßen, für die Menschen eher lästig, war in jedem Frühjahr ein gefundenes Baumaterial für die Schwalben, die in großer Zahl aus dem Süden zurückkehrten. Sie nisteten an oder in den Häusern und Scheunen. Schwalben sind wahre Baumeister. Das von ihnen mit ihrem Speichel aufbereitete Baumaterial war so hart wie Beton.

Obwohl die Schwalben gerade keinen lobenswerten Stubendienst unterhielten, begrüßte man sie sehr als Glücksbringer. So legten die meisten Hausbesitzer doch Wert darauf, die Schwalben am oder im Hause zu beherbergen. Es gab schließlich Mittel, grobe Verschmutzungen von Wänden und Dielenböden zu vermeiden.

Besonders in den Bauernhäusern oder Scheunen mußte immer eine Zuflucht, meistens die Häketür, offen bleiben, damit die Schwalben bei ihrer plötzlichen Ankunft nicht vor „verschlossenen Türen standen“.

Vermeintlich waren es immer dieselben Schwalben, die an ihren alten Brutplatz oder an ihren Geburtsort zurückkehrten.

Die im Sommer vergrößerte Schwalbenschär vertilgte Unmengen an Fliegen, Mücken oder anderen Insekten, die als Plagegeister der Haustiere bekannt waren.

Im Herbst hielten die Schwalben zu Hunderten große Versammlungen auf Bäumen und Dächern, am liebsten aber auf elektrischen Oberleitungen (wenn vorhanden) ab und bereiteten sich auf den Flug in den Süden vor. Viele glaubten, das ganze Jahr über Glück zu haben, wenn an den Nestern nichts Schlimmes passiert war. Eine glückliche Schwalbenfamilie brachte auch Glück ins Haus.

Diese lieben Hausgenossen erscheinen heutzutage nur noch in geringer Zahl. Perfekte Straßen und renovierte Häuser haben ihren Lebensraum eingeengt. Noch schlimmer ist, daß

die Schwalben bei ihrem Flug in den Süden von rücksichtslosen und herzlosen Menschen abgefangen werden.

Holzhausens Verhältnis zu Bad Pymont

Gemeindegrenze

Holzhausen hatte eine unmittelbare Grenze zur Stadt Bad Pymont. Sie war für den Fremden kaum oder gar nicht zu erkennen, war aber wegen des Badebetriebes und dessen Einrichtungen sehr wichtig.

Außer Schmieden, Stellmachereien, Sattlereien, die bereits wegen ihrer Zusammenarbeit mit der Landwirtschaft beschrieben worden sind, beherbergte Holzhausen viele andere leistungsfähige Handwerksbetriebe, die zum großen Teil auch in der Stadt Bad Pymont tätig waren. Dazu gehörten vor allem Bauunternehmen, Maurer- und Zimmererbetriebe, Tischlereien, Malerbetriebe, Klempnereien, Schlossereien, Elektroinstallationsbetriebe, um die wichtigsten zu nennen. Die Stadt war auf diesem Gebiete nicht ausreichend gerüstet. Handwerkliche Arbeiten führten vielfach Firmen aus Holzhausen und Oesdorf aus. Die in Bad Pymont vorhandenen Erwerbsbetriebe widmeten sich hauptsächlich dem Fremdenverkehr und den damit zusammenhängenden Erwerbsmöglichkeiten.



In der Tischlerei Karl Schulze, Hauptstraße.

In den zahlreichen Pymonter Geschäften aller Art wurden Verkäufer und Verkäuferinnen aus Holzhausen beschäftigt, desgleichen Personal in den Hotels und Fremdenheimen, bei

Banken und Behörden. Hotels und Pensionshäuser waren Abnehmer gärtnerischer Erzeugnisse aus Holzhäuser Gärtnereien und Privatgärten.

Die Kurverwaltung beschäftigte in ihren Betrieben eine ganze Anzahl von Arbeitskräften aus Holzhausen als Badepersonal, Gärtner, Parkwärter und so weiter. Sogar die Nixen am Brunnausschank und an den Gläserstränken waren vielfach aus Holzhausen. Auf den Tennisplätzen, auf denen in den zwanziger und dreißiger Jahren Deutsche Tennismeisterschaften ausgespielt wurden, waren Holzhäuser Jungen als Balljungen aktiv.

Die Tennisplatzmeister waren ebenfalls echte Holzhäuser. In meiner Erinnerung habe ich noch die Platzmeister Christian Textor und Karl Klemme.

Es kann wohl gesagt werden, daß Holzhausen als Wohngemeinde viele Arbeitskräfte für Pymonter Einrichtungen, wozu mehrere Spezialgeschäfte gehörten, zur Verfügung stellte. Arbeitnehmer hier und Arbeitgeber dort befanden sich in gegenseitiger Abhängigkeit.

In den grenznahen Holzhäuser Privathäusern fanden Kurgäste Zimmer mit Frühstück, ebenso Pensionsaufenthalte in den Holzhäuser Gasthäusern. Sofern diese Kurgäste Einrichtungen oder Kurmittel des Bades in Anspruch nahmen, unterlagen sie der Kurtaxpflicht wie die direkt in Pymont wohnenden Gäste.

Einige Landwirte unterhielten schicke Pferdedroschken. Im Sommer hatten sie, in ihrer Tätigkeit als "Hauderer", ihre regelmäßigen Standplätze in der Kirchstraße, südlich des Hotels Kaiserhof. Bei den Kurgästen waren die Bombergfahrten über die Sennhütte und Terhardt's Höhe sehr beliebt. Die Hauderer gehörten zu den ersten Benutzern des Telefons. Sie ließen sich gerne von den Hotels oder Pensionshäusern zu den Kutschfahrten für ihre Gäste anrufen.

Die „Eselstange“ war eine Einrichtung, die von dem Holzhäuser Eselhalter August Völker in Betrieb gehalten wurde. Bei den Kleinsten der Kurgäste waren Eselritte sehr beliebt, und die Eltern konnten sicher sein, daß Völkers August immer gut aufpaßte. Die Eselstange befand sich in der Bombergallee oberhalb der Helenenquelle, gegenüber dem Äskulapplatz.

Hier befand sich auch die untere Endhaltestelle der Pyrmonter Bergbahn, die es nicht mehr gibt, auf die auch nichts mehr hinweist.

An dieser Stelle befand sich auch das „Schweizer Milchkurhäuschen“ mit täglichem Molkeausschank. Es gehörte der Schweizer Familie Döring. Die Familie hatte ihr Milchgeschäft in der Nähe des Wochenmarktes, Ecke Luisenstraße. Eine enge Verbindung zu Holzhausen hatte die Familie Döring dadurch, daß sie im Hause der Bäckerei Mecke eine Milchsammelstelle unterhielt. Dort lieferten die Holzhäuser Bauern regelmäßig ihre Milch ab.

Nach der Inbetriebnahme der Pyrmonter Molkerei in der Helenenstraße wurde die Milch der Holzhäuser Milcherzeuger, die der Molkereigenossenschaft angehörten, von der Molkerei vom Hof aus abgeholt.

Ortsbezeichnungen und Straßennamen

Wenn jemand glauben, hören oder irgendwo mal lesen sollte, daß die Straßen, Wege und Gassen in Holzhausen bis zur Eingemeindung in die Stadt Bad Pyrmont ein namenloses Dasein geführt hätten, dann muß er einsehen lernen, daß hier ein Irrtum vorliegt.

Alle Straßen, Wege und Gassen hatten ihre Namen.

Am Bruche, Ortsstraße, Mühlenstraße, Kampstraße, Scharfe Ecke, Moorgasse, um nur diese wenigen zu nennen, sind allen alten Holzhäusern wohlbekannt.

Die in den Straßen und Wegen stehenden Häuser waren allerdings nicht in der jetzt bekannten Reihenfolge mit Hausnummern versehen. Sie waren in einem Brandkataster eingetragen und erhielten ihre Nummern in der Reihenfolge ihrer Entstehung.

Dieser postalische Nachteil wurde nach der Eingemeindung durch die Stadt Bad Pyrmont beseitigt. Jedes Haus erhielt seine Nummer, die zu der Straße, in der es stand, gehörte. Die Holzhäuser Briefträger, jeweils jahrelang im Dienst, kannten nicht nur jeden Postkunden, sondern auch seine Hausnummer. Deshalb gab es damals noch keine Probleme. Zunahme und Abnahme der Bevölkerung ergaben sich im wesentlichen aus Geburten und Sterbefällen. Neubürger durch Zuzüge gab es

selten. Ein Ehepaar Bröker zum Beispiel, aus Hockenheim zugezogen, blieb zeit seines Lebens Brökers aus Hockenheim. Die hier geborenen Kinder waren aber wieder echte Holzhäuser.

Viele Straßennamen ergaben sich aus alten Flurbezeichnungen oder waren geschichtlich mit Namen alter Holzhäuser Einwohner verbunden.

Die heutige Kapellengasse zum Beispiel kannte jeder Holzhäuser als „Günthers Twietje“. In dieser Twietje, die von der Hauptstraße bis zur Wohrtdrift verlief, standen unter anderem zwei Häuser des Landwirts August Günther, nämlich das Bauernhaus (mit Miste und Göpel vor der Tür) und eine dazugehörige Kate.

Die Bachtwietje von heute nannte sich „Bangerts Twietje“. Dort stand ursprünglich nur ein Haus der Familie Hermann Bangert.

Die jetzige Erdfällenstraße hieß „Dülmstraße“. Sie hieß deshalb so, weil der alte Maurermeister Heinrich Dülm sämtliche Häuser dieser Straße (das Eckhaus Schulstraße ausgenommen) erbaut und dann an Interessenten verkauft hat. Die Häuser der einseitig bebauten Dülmstraße glichen ursprünglich einander. Doch im Laufe der Jahre sind sie durch Anbauten, Umbauten oder einfache Verschönerungen usw. verändert worden.

Den Namen „Schulstraße“ gab es im alten Holzhausen nicht. Von der damaligen Dülmstraße in westlicher Richtung bis zur Hauptstraße (zwischen den Häusern Schmiedemeister Henze und Bauer Lindhorst) hieß das vorhandene Straßenstück „Apfelweg“. Dieser Apfelweg wurde später von der Stadt Bad Pyrmont in beiden Richtungen bis zum Kurpark im Osten und bis zum Friedhofsweg im Westen erweitert und modern ausgebaut. So entstand die Schulstraße. Beim Ausbau der Schulstraße in westlicher Richtung ist ein großes Geländestück des alten Schulhofes in Anspruch genommen worden. Bis zu der Zeit ging man vom Schulhof über einen Steg des Mühlenbaches auf einen Fußweg, der von der Bokemühle bis auf Kohlbreys (Windels) Hof führte.

Die Straße „Auf dem Fohre“ war bei den alten Holzhäusern auch als „Höppergesang“ bekannt. Alle Frösche, ganz gleich welcher Art, hießen „Höpper“. In der warmen Jahreszeit war

die Luft oft von „Höppergequake“ erfüllt. Hunderte von Höppern waren daran beteiligt. Ein Konzert, wie es kein Komponist hätte schreiben können. Der Lebensraum dieser lieben Musikanten, nämlich die urwüchsigen Couppe's Teiche, ist nicht mehr; eben zersiedelt.

Einen Höppergesang dieser Art gab es auch im Bereiche des Moorteiches. Der Moorteich, ein Paradies im Winter zum Schlittschuhlaufen und zum Anlegen von Schurrbahnen, war im ganzen Dorfe bekannt und beliebt. Die ganze Umgebung des Moorteiches ist moorig. Der dunkle Erdboden der dort befindlichen Gärten weist darauf hin, woher die ganze Gegend ihren Namen hat.

Der Moorteich hat allerdings im Laufe der Jahre an Größe eingebüßt. In zunehmendem Maße wurde für die Lagerung des gebrauchten Pyrmonters Bademoores Raum in Anspruch genommen.

Die Moorgasse liegt vom Moore eigentlich ein wenig zu weit ab. Dennoch wird sie ihren Namen, entsprechend der alten Verhältnisse in diesem Gebiet, zu Recht tragen.



Friedrich Jonas, Redant der Spar- und Darlehnskasse Holzhausen (heute Raiffeisenbank), sein Vertreter und späterer Nachfolger im Amt, Friedrich Klenke, re., und Angestellter Kurt Maris.

In der Moorgasse wohnte der damalige Gemeindeerheber Friedrich Jonas, der Mitbegründer und Rendant der Spar-

und Darlehnskasse Holzhausen. In seinem Hause befanden sich auch die Geschäftsräume der Kasse. Sein Sohn, Friedrich Jonas jun., wurde sein Nachfolger im Amt des Sparkassenrendanten. Holzhäuser Bauern, die Land verpachteten, ließen die Landpacht auch von den Jonas erheben.

Die Spar- und Darlehnskasse verlegte 1935 ihre Geschäftsräume in das Holzhäuser Rathaus.

Von 1929 bis 1935 war hier das Arbeitsamt untergebracht. Die Straße „Auf der Schanze“ war früher der „Telefonsweg“, ein mit einer festen Schotterdecke versehener Feldweg. An diesem Wege standen die Telefonmasten mit den Oberleitungen bis an die Gemarkungsgrenze von Bad Pyrmont. Der Telefonsweg ist von der Stadt Bad Pyrmont modern ausgebaut worden und dann zu seinem jetzigen Namen gekommen.

Ein Phantasiegebilde war das sogenannte „Nachtjacketenviertel“. Dieser Name stand generell für Ortsstraße, Hospitalgasse, Schäfergasse und Moorgasse. Ein Fremder, der hier hineingeraten war, konnte oft wegen fehlender Ortskenntnisse schlecht wieder herausfinden.

Nach dem Zweiten Weltkrieg war die Einwohnerzahl auch des neuen Ortsteils Holzhausen sprunghaft angestiegen. Eine enorme Bautätigkeit setzte ein, so daß das Straßen- und Wegenetz bedeutend erweitert worden ist.

Geselligkeit

Die Gastwirtschaften Lindhorst, Gasthaus Sorgenfrei, Deutsches Haus (Drawe), Otte, Puren Hundertmark und Vietmeyer (Buschmeyer) luden im Dorfe zum Verweilen ein. Man traf sich gern an Stammtischen. Ein geselliges Leben war deshalb so ausgeprägt, weil jeder jeden kannte. Das machte das dörfliche Leben so angenehm. Die Umgangssprache war, zumindest für die älteren Holzhäuser, Plattdeutsch.

Nachbarn besuchten sich gegenseitig, saßen an Winterabenden zusammen in der Stube hinterm warmen Ofen, um die neuesten Ereignisse des Tages durchzunehmen, zu singen, „Mühle“ oder „Dame“ zu spielen. Die Frauensleute hatten aber immer ein Strick- oder Häkelzeug dabei. Es schickte sich nicht, die Zeit müßig zu verbringen.



Gasthaus Sorgenfrei in der Dorfmitte.

An Sommerabenden saßen Nachbarn gemütlich auf der Bank vor dem Hause beisammen, um noch einmal den arbeitsreichen Tag an sich vorüberziehen zu lassen, den Feierabend zu genießen oder einfach nur zu einem Plausch.



Gasthaus Deutsches Haus an der Hauptstraße.
Die drei Gasthäuser waren mit großen Sälen verbunden, in denen Vereinsbälle stattfanden; sie waren Übungsstätten der Turnvereine.

Das junge Volk versammelte sich an Sommerabenden oft auf dem mehrere Meter langen Göpelbaum. Ein Göpel war auf den meisten Bauernhöfen frei zugänglich. Er ersetzte den erst viel später bekannt gewordenen Antriebsmotor für die Häck-

selmaschine und wurde von einem Pferd im Karussellschritt gezogen. Die Häckselmaschine, mit der die Bauern das Rohfutter für Pferde und Kühe zubereiteten, wurde durch eine Antriebswelle in Betrieb gesetzt.

Durch die heutigen Unterhaltungsmöglichkeiten, durch Radio und vor allen Dingen durch das Fernsehen ist ein gegenseitiger Besuch fast völlig aus der Mode gekommen. Ein Besuch zu bestimmten Fernsehzeiten kann sogar als störend empfunden werden. Informationslücken sind nicht mehr vorhanden.

Der Fortschritt hat auch hier alles einfacher und schneller gemacht und das Zusammenleben der Menschen grundlegend verändert. Der Gemütlichkeit ist vielfach Streß gefolgt. Das Bedürfnis, sich gegenseitig zu besuchen, bleibt auf der Strecke.

Ob die Menschen dadurch glücklicher leben, darf mit Sicherheit bezweifelt werden.

Vereinsleben

So genügsam und bescheiden das Leben im allgemeinen verlief, so anspruchsvoll waren die Holzhäuser auf kulturellem Gebiet. Es entwickelte sich ein reges, unübertreffliches Vereinsleben.

Tonangebend war für viele sicherlich der Holzhäuser Schützenverein. Die vielen Freunde des Gesanges waren in mehreren Gesangsvereinen aktiv oder passiv dabei. Die bekanntesten Gesangsvereine waren die Alte Liedertafel, Arbeitergesangverein, Gesangverein Germania und Gesangverein Eintracht. Nachwuchsprobleme gab es für die Gesangsvereine nicht. Auch die Jugend zeigte sich sehr sangesfreudig.

Zeitweilig gab es auch eine Laienspielschar. Sie führte Volksstücke auf, war aber nicht von Dauer.

Der Holzhäuser Mandolinenklub hatte seine Heimat im Gasthaus Sander, schon auf Pymonter Gebiet gelegen. Die Hauptinstrumente waren Mandolinen, Gitarren, Lauten, Waldzither, Geigen und natürlich auch eine Triangel.

An schönen Sommerabenden wurden die Übungsstunden ins Freie verlegt. Mit Marschmusik und Volksliedern ging's ab durchs Dorf zum Festplatz oder zum Steinbrink. Je länger der



Gasthaus Carl Otto an der Hauptstraße.

Marsch dauerte, desto größer wurde die Gefolgschaft. Jede noch so seltene Gelegenheit wurde wahrgenommen, Musik zu hören. Die Menschen waren hungrig auf Musik. Sogar ein in Perioden auftretender Orgeldreher hatte immer eine große Schar Zuhörer hinter sich.

Das rege Vereinsleben hatte seinen Lebensraum vor allem in den vorhandenen drei großen Sälen:

Gasthaus Sorgenfrei,
Gasthaus Drawe (Deutsches Haus) und
Gasthaus Otte.

Bei Puren Hundertmarks gab es noch einen kleineren Saal, wo kleinere Zusammenkünfte stattfanden, und wo ein Gesangsverein regelmäßig seine Übungsstunden abhielt.

Fröhliche Feste

Sommerliche Zeltfeste und Tanzvergnügen bei den Vereinsbällen im Winter waren aus dem Gemeinschaftsleben der Holzhäuser nicht wegzudenken. Die Schützenfeste wurden alljährlich in Zelten gefeiert, während die übrigen Vereine in einem der großen Säle ihre Herbst- oder Wintervergnügen feierten.

Neben den Sängerbällen, Turnerbällen, diese meistens mit Schauturnen verbunden, und dem Feuerwehrball ließ es sich der Schützenverein nicht nehmen, im Winter zusätzlich einen

Schützenball zu veranstalten. Die anderen Vereine feierten im Zelt periodisch, nur bei Vereinsjubiläen.

Es waren beliebte Ereignisse, auf die sich das ganze Dorf freute. Bei allen Veranstaltungen in Zelten oder in den Sälen ging es beinahe familiär zu, es waren fröhliche Feste.

Als wir noch Kinder waren, kam den Vorbereitungen der Zeltfeste für uns eine größere Bedeutung zu als den Festen selbst. Die angefahrenen Einzelteile der Zelte, Bohlen und Fußbodenplanken ergaben eine gute Gelegenheit zum Bau von Wippen. Unsere Freude am Wippen dauerte aber jeweils nur so lange, bis ein Aufseher kam, um uns wegzujagen.

Das Schützenfest begann schon mit dem Binden von Kränzen und Girlanden. Dazu erschienen auch die Ehrendamen, die an den Festumzügen teilnahmen.

Die Schützen traten mit Holzgewehren an. Die Ehrendamen und auch die nicht am Festumzug teilnehmenden jungen Mädchen nahmen vielfach Gelegenheit, den Schützen ihre Sympathie zu erweisen, indem sie ihnen prächtige Blumensträuße auf die Holzgewehre steckten.

Die Königsgesellschaft in ihrem Hofstaat wurde allgemein gewürdigt und gab den Umzügen das festliche Gepräge.

Verschiedenes zur Erinnerung

Der Henkelmann

„Miene Mutter und diene Mutter kuket dat beste Wörtelstippelse in ganz Oisdörp un Pamunt.“ Das war ein Gesprächsstoff zwischen einem Oesdorfer und einem Pyrmonter Handwerker auf der Arbeitsstelle.

Die Mittagspause am Bau war so knapp bemessen, daß die Arbeiter nicht genügend Zeit hatten, zum Essen nach Hause zu gehen. Sie bekamen ihr Mittagessen im Henkelmann, entweder von ihren Frauen oder von einem ihrer Kinder, auf die Arbeitsstelle gebracht.

Was „Wörtelstippelse“ ist? Das ist ein Eintopf mit Wurzeln (Möhren), Fietzebohnen, Kartoffeln und Fleisch, auch als „Buntes Huhn“ bekannt.

Der Mattekopp

Diese Gewohnheit ist inzwischen ganz in Vergessenheit geraten. Meistens am Sonnabend nach Arbeitsschluß gab es für die meisten Handwerker den Wochenlohn. Einige, wenn auch nicht alle, trafen sich dann, bevor sie nach Hause gingen, in einer Wirtschaft, um den Mattekopp zu vertrinken. Das hieß, daß der Betrag, der einen runden überstieg (Mattekopp), in fröhlicher Runde in Flüssigkeit umgesetzt wurde. Nirgendwo entstand Hektik, und am Wochenende war noch etwas Zeit für eine oder zwei Stunden gemeinsamer Gemütlichkeit.

Wenn im Einzelfall mal über das übliche Maß in bezug auf Zeit und Alkoholkonsum hinausgeschossen wurde, dann hing natürlich hier und da der Hausseggen schief. Am nächsten Arbeitstag war so wieder für neuen Gesprächsstoff gesorgt.

Kinderreichtum

Es gab in Holzhausen auch kinderreiche Familien. Die Zahl der Kinder lag zwischen 4 und 6, in Ausnahmefällen weit mehr.

Bei dem Kinderreichtum gab es nicht so viele Kleidersorgen, wie man heute vermuten könnte. In den meisten Fällen wuchsen die Kinder in die Kleider ihrer älteren Geschwister. Gewöhnlich waren Eltern nicht in der Lage, ihre Kinder zu kleiden, als seien sie aus dem Ei gepellt.

Die Klöben

Am 1. Ostertag wurden nicht nur im Garten Ostereier gesucht. Kinder meldeten sich bei ihren Paten und wünschten ein frohes Fest. Es war Sitte, daß die Paten ihren Patenkindern einen Klöben (Klaben) schenkten.

Dieser Klöben war aus Kuchenteig gebacken. Hinsichtlich der äußeren Form ließen sich die Paten etwas einfallen. Meistens hatte der Klöben die Form einer großen Brezel.

Pfingstschmuck

Es war selbstverständlich, daß jeder Hauseigentümer vor seiner Haustürkehrte. Vielleicht stammt daher das bekannte

Sprichwort „Es kehre jeder vor seiner eigenen Tür“. Auf jeden Fall gab es keine Kehrrmaschine, die diese Arbeit verrichtete. Jeden Sonnabend wurde der angrenzende Weg oder die angrenzende Straße auf Sonntagsglanz gebracht.

Zum Pfingstfest mußte jedoch noch etwas besonderes gemacht werden. Viele Häuser wurden mit Pfingstzweigen aus dem Walde geschmückt. Vor der Haustür wurden Birken- oder Buchenzweige aufgestellt.

Perls Karussell

Ein zusätzliches Vergnügen war für die Jugend Perls Karussell. Es kam aus Lemgo einmal im Frühling und einmal im Herbst. An der Hauptstraße vor Steinmeyers (Pannenstippers Hause) versammelte sich zu dem Ereignis die Dorfjugend. Attraktion auf dem Karussell war die Kaffeemühle, allerdings nur für Schwindelfreie. Das Pferd zum Ziehen und die Orgel für Stimmung waren wichtige Bestandteile.

Als auf der Straße die ersten Autos fuhren, war dieser Spaß vorbei. Auch der Platz vor Bäcker Meckens Hause erwies sich als zu gefährlich. Eine fröhliche Begebenheit fiel dem motorisierten Straßenverkehr zum Opfer und war unwiederbringlich dahin.

Spiel, Sport und Arbeit der Kinder

Neben Spiel und Tanz mußte auch an die Arbeit gedacht werden und daran, wie man die Schulkinder schon daran gewöhnte, für das Leben zu sorgen. Für viele Familien war das eine Notwendigkeit. Eltern förderten daher Arbeits- und Spieltrieb gleichermaßen.

Schularbeiten und notwendige Verrichtungen in Haus, Hof und Garten ließen noch Zeit für Spiele mit anderen Kindern. Die besten Spielplätze waren die vorhandenen Straßen, Wege und Gassen. Es gab nichts, was störte oder dort gefährlich werden konnte.

Es kamen keine Autos, sondern nur die mit Muskelkraft fortbewegten Fahrzeuge. Handwagen, Bollerwagen, Schubkarren, Bockkarren und so weiter belebten das Straßenbild. Pferde-

fuhrwerke verschiedener Art wie Erntewagen, Mistwagen, Holzfuhrwerke und so weiter konnten nicht gefährlich werden. Ihr Herannahen war rechtzeitig zu bemerken, das Spiel konnte weitergehen.

Jahreszeit und Witterung entschieden jeweils, wo und was gespielt wurde.

Brummküsel und Trulerad

Im Frühjahr war bei schönem Wetter das „Brummküsel schlagen“ dran. Mit einer kleinen Peitsche wurden die kleinen Dinger, auch „Pindop“ genannt, ständig in Bewegung gehalten.

Auch das Trulerad wurde bewegt. Es waren Räder oder Reifen, neben denen man herlief und sie mit einem Stab dirigierte.

Murmeln

Das Murmeln oder Klickern war schon deshalb interessant, weil man dabei verlieren oder gewinnen konnte. Die Murmeln waren sehr unterschiedlich. Die einfachen waren aus Ton gebrannt, hatten verschiedene Farben und Größen und daher auch unterschiedliche Werte.

Begehrt, weil besonders wertvoll, waren die Glaskugeln in verschiedenen Größen und Farben mit inwendigen Verzierungen. Den Vogel schossen aber wertmäßig die großen Kugeln aus Marmor ab.

Gespielt wurde nach Golfer Art, aber nicht mit Schlägern, sondern mit den Fingern. Die alten Lehmdielen der Bauernhäuser eigneten sich vorzüglich, einem Golfloch ähnliche Vertiefungen zu machen. Ärgerlich war es schon, beim Klickern eine Glaskugel oder gar einen Marmor zu verlieren. Der Verlust mußte unbedingt wieder ausgeglichen werden. Man forderte Revanche.

Waldbeeren

Im Sommer wurden in den Reifezeiten Walderdbeeren und Waldhimbeeren gepflückt, aus denen die Mutter Marmelade oder Säfte zubereitete. Von einigen Kindern wurden den

Pyrmonter Kurgästen auch Erdbeeren in Schälchen oder in Tassen zum Kauf angeboten. Gartenerdbeeren hatten in unserer Kinderzeit noch den Namen „Amerikanische Erdbeeren“.

Hof und Garten

Andere Kinder halfen im Garten beim Hacken oder Unkrautjäten. Der kleine Bollerwagen eignete sich sehr gut zum Aufbessern des Gartendüngers. Der Fuhrbetrieb auf den Straßen veranlaßte die Pferde dazu, für die sprichwörtlich berühmten und begehrten „Pferdeäpfel“ zu sorgen. So eine kleine Fuhr Pferdemit war eine willkommene Gabe für manches Gemüsebeet.

Gänseliesl

Gänsescharen, die es hier und da gab, konnten nicht ohne Aufsicht sein. Man sah daher schon mal eine Gänseliesl. Man konnte die Gänsemutter mit ihren Gösseln nicht den ganzen Tag allein lassen oder gar einsperren. Das Weiden auf Wiesen und Wegesrändern ließ die Gänsefamilie prächtig gedeihen. Doch, wie das im Gänseleben so ist, zu Weihnachten mußten sich die Gänse auf ihre Art dankbar zeigen. Gänsebraten und Daunen waren der Lohn für gute Pflege.

Ziegenhüten

Ziegen, eigene und auch die von Nachbarn, mußten im Herbst gehütet werden. Das war eine Tätigkeit für die jungen Burschen.

Kaninchenfutter

Nicht wenige Familien fütterten Kaninchen, für die gesorgt werden mußte. Die Kaninchen waren in vielen Fällen als Zugabe für den Küchensettel notwendig. Wenn die Haltung der Mümmelmänner auch unbedingt war, so war sie doch für manchen ein schönes Hobby. Interessierte Männer gründeten später den Kaninchenzuchtverein F 73.

Sangenlesen

Die Zeit fürs Ährenlesen, „Sangenlesen“, durfte nicht verpaßt werden. Es hieß aufzupassen, wann die Bauern das Getreide

einführen. Die Weizenkörner, im Bratofen auf einem Kuchenblech getrocknet und in der Kaffeemühle gemahlen, ergaben das Schrot für einen Weizenbrei. Mit etwas Salz und Zucker, besonders aber mit einer guten Portion Hunger schmeckte er köstlich.

Kartoffelstoppeln

Wenn die Kartoffelfelder abgeerntet wurden, kam die richtige Zeit, noch liegengebliebene Kartoffeln zu sammeln. Am besten fand man sie nach einem Regenschauer, da kamen die Spitzen blankespült zum Vorschein.

Eintopfbohnen

Andere Sammler legten auch Wert auf das Aufsammeln von Bohnen (Pferdebohnen) für den Eintopf. Man fand sie auf den Feldern, von denen das „Ballerkorn“ (Hafer und Bohnen) geerntet worden war. Begehrt waren Schoten und Krüllen gleichermaßen.

Runkelrüben und Mondsgesichter

Lustig war es im Herbst, wenn die Runkelrüben geerntet wurden, ältere Leute mit einem „Mondsgesicht“ zu erschrecken oder bange zu machen. Wir Kinder waren einfältig genug, daran zu glauben.

Eine dicke Runkelrübe wurde ausgehöhlt, Löcher für Augen, Mund und Nase hineingeschnitten. Die so vorbereitete Rübe erhielt im Innern eine Kerze, bei Dunkelwerden angezündet. Das fertige Mondsgesicht konnte nun auf die Menschen losgelassen werden.

Schlagballspiel

Trotz vieler Beschäftigungen mußte zwischendurch mal wieder ein Spielchen eingelegt werden. Beliebt war das Schlagballspiel. Es wurden zwei Mannschaften gebildet, die jeweils daran interessiert waren, nicht abgeschlagen zu werden. In der Zeit, in der der geschlagene Ball unterwegs war, mußten zwei der aufschlagenden Mannschaft von einem Punkt zum anderen und zurück laufen. Die Gegenmannschaft hatte Gelegenheit, die Läufer mit dem Ball zu treffen. Passierte das, dann kam die verteidigende Mannschaft zum Schlagen.

Tatau und Hutt

Wenn es dämmerig wurde, kam auch mal ein besonders aufregendes Spiel an die Reihe. Es hieß „Tatau“ oder „Hutt“. Einer wurde dazu ausersehen „anzubucken“, während alle anderen sich versteckten. Frei kam immer derjenige, der vor seiner Entdeckung dort anschlug, wo der Sucher angebuckt hatte. Diejenigen, die sich so sehr versteckt hatten, daß sie nicht auffindbar waren, wurden aufgefordert, sich mit „Hutt“ zu melden, damit wenigstens die Richtung des Verstecks offenbar wurde. „Ruf doch mal Hutt“ hieß es dann. Der letzte, der sich finden ließ und sich nicht freilaufen konnte, war im nächsten Spiel der „Anbucker“.

Ballfangen

Kam eine Spielschar nicht zustande, dann spielte man einfach „Ballfangen“ an der Hauswand. Die Hauswand war dann der Gegner. Dem Ausfindigmachen von Figuren waren keine Grenzen gesetzt. Mit Händen, Kopf und Füßen war der Ball an die Wand zu bringen. Oftmals gab es lustig anzusehende Verrenkungen. Spielten mehrere gegeneinander, dann wurde die Reihenfolge der Figuren festgelegt, zum Beispiel mit flachen Händen abwechselnd, mit Handspitzen, Knuffen (Fäusten), Kopf, Knie und so fort. Die so festgelegten Figuren, einfach oder mehrfach, wurden ohne Unterbrechung ausgeführt, sonst kam der nächste dran. Wer am weitesten gekommen war, galt als Sieger.

Schneemänner

Wenn im Winter der erste Schnee gefallen war, und wenn er „packte“, wurden gerne Schneemänner gebaut. Auf diesem Gebiete gab es sogar manchmal Wettbewerbe, um ausfindig zu machen, wer den schönsten oder auch größten Schneemann baute.

Als Zutaten dienten Kohlestücke, Möhren, alte Hüte, Besen, Spazierstöcke und was sonst die Phantasie noch eingab.

Rodeln

Winter war auch die Zeit zum Rodeln. Die meisten Kinder hatten einen Rodelschlitten Marke Eigenbau. Zwei Holzkufen und ein paar Bretter reichten aus, einen Schlitten zu zimmern.

Da auf den Straßen überhaupt kein Autoverkehr war, konnte sich der Rodelbetrieb voll entfalten.

An der Bokemühle und am Lindenbrinke waren hauptsächlich die Kleinen zu beobachten. Wo die Bokemühle ist, weiß man noch. Aber, wo war der Lindenbrink? Er war etwa dort, wo heute der Verkehr von der Griesbemer Straße auf die Hager Straße fließt. Dort stand nach der Elektrifizierung ein großes Transformatorenhaus. Vor dem Gasthaus Sorgenfrei (heute Zweigstelle der Stadtparkasse) standen große Lindenbäume. In dem Gebäude war auch der Konsum untergebracht. Zwischen diesem Gebäudeteil und dem Hause von Schuhmachermeister Eduard Klenke verlief eine kleine Gasse, und an der anderen Seite war der Lindenbrink.

Die älteren Kinder, etwa im Schulalter, zog es zum Schlittensfahren an den „Ersten Brink“, die erste Steigung der Landstraße nach Griesbem. Dort mußte man aber schon eine Lenkbahn haben. Zum Bau der Lenkbahn benötigte man zwei Eigenbauschlitten, ein langes Brett und eine große dicke Schraube mit Mutter. Das Brett wurde auf den hinteren Schlitten fest aufgenagelt. Der Vorderschlitten und das passende Brett erhielten Bohrlöcher für die dicke Schraube. Das Gefährt war dann lenkbar. Je nach Größe der Lenkbahn konnten 4 bis 6 Mitfahrer Platz nehmen. Die Lenkbahn, die am weitesten fuhr, war am meisten begehrt.

Schlittschuhlaufen

Kinder und Jugendliche, die Schlittschuhe hatten, das war nicht überall der Fall, trafen sich zum Schlittschuhlaufen auf dem Moorteich, auf Coupées Teichen oder auf der Schloßgraft. Bewundert wurden diejenigen, die schon "Bogen laufen" konnten oder das, was so ähnlich aussah. Wir Kinder kannten noch keine Axel oder Rittberger. Dafür wären die Schlittschuhe auch nicht geeignet gewesen. In den meisten Fällen wurden die Gewinde mit einem Nagel an den Hacken angeschraubt. Wenn sich der Hacken vom Schuh löste und am Schlittschuh festhing, war guter Rat teuer.

Schurrbahnen

Die Jungen und Mädchen, die keine Schlittschuhe besaßen, legten auf dem Eis eine Schurrbahn an. Sie waren nicht weni-

ger vergnügt, denn auch da konnte man zeigen, wer am weitesten schurrte.

Turnvereine

Neben häuslicher Pflichterfüllung betätigten sich die Kinder gerne sportlich und waren dem Vereinssport zugetan. Zu bewundern waren die Turner zweier Turnvereine. Der Arbeiterturnverein hat sich zu einer bestimmten Zeit besonders durch seinen Vorturner August Stock und eine Riege bekannt gemacht, in der ein halbes Dutzend Aktive namens Mundhenk turnten. Der Männerturnverein war eng mit dem Namen seines damaligen Vorsitzenden Friedrich Hilker (Buchdruckermeister) verbunden.

Fußballspielen

Nach dem Ersten Weltkrieg machten deutsche Kriegsgefangene aus England den Fußballsport populär. Die Begeisterung für diesen Sport griff auch auf die Holzhäuser Jugend über. Für die Holzhäuser Jungen gab es aber dadurch Schwierigkeiten, daß man noch nicht wußte, woher man einen richtigen Fußball nehmen sollte. Wir Jungen spielten mit einem Tennisball. Als Torpfosten dienten Schulranzen oder Kleidungsstücke. Der Tennisball erwies sich bald als zu klein, es mußte ein größerer Ball her. Erfindergabe war gefragt. Alte Lumpen und Stoffreste mußten für die Fertigung herhalten. Es war schon schwierig, das Ding richtig rund zu kriegen. Aber noch schwieriger war es, ihn für ein längeres Spiel haltbar zu machen. Die Lumpen machten sich immer wieder selbständig.

Bald gab es zwei Jungen, die jeder einen richtigen Lederball hatten. Im Unterdorf war das Breves Walter und im Oberdorf Schulzen Heini. Es waren alte und schon gebrauchte Bälle, die öfter geflickt werden mußten. Breves Walter hatte darin die beste Möglichkeit, denn sein Vater hatte eine Reparaturwerkstatt mit dem notwendigen Flickzeug. Wettkämpfe zwischen beiden Mannschaften fanden auf dem Festplatz an der Griesbemer Straße statt.

Diese beiden kleinen Fußballmannschaften gehörten sicherlich zu den Vorläufern des späteren Fußballklubs „Union Holzhausen“.

Ein Spielplatz wurde in den Sauren Wiesen angelegt. Die spannendsten Kämpfe lieferten sich Union Holzhausen und Eintracht Pymont. Wir Jungen waren jedenfalls davon begeistert. Einige Akteure erhielten sogar Beinamen von damals bekannten Fußballgrößen abgeleitet, zum Beispiel „Heiner Stuhlfaut“ für Torwart August Huneke oder „Tull Harder“ für Mittelstürmer Hermann Hartje. Diese Vorbilder waren keine Geringeren als der Torwart des Deutschen Fußballmeisters 1. FC Nürnberg und der Mittelstürmer des HSV Hamburg.

Zu guter Letzt

Rückblickend bin ich froh, der Stadt Bad Pymont, der ich bis zum Jahre 1971 gedient habe, einen kleinen Beitrag zur Dorfgeschichte der Gemeinde Holzhausen zur Verfügung stellen zu können.

Im Verlaufe dieser Arbeit kamen mir immer wieder die alten Bilder in Erinnerung.

Ich sah beispielsweise den Stellmacher mit einem von ihm gefertigten Wagenrad auf dem Wege zur Schmiede, um sein Werk durch Aufziehen von Eisenreifen vollenden zu lassen, ich sah den Landmann mit seinem Ackerwagen auf dem Wege zum Felde, das Leitpferd mit der Frühstückstasche aus Leder am Kopfe, ich sah das Gespann beim Pflügen, den Landmann bei der Frühstücksrast auf dem Pfluge sitzend. Ich hörte die rhythmischen Hammerschläge des Schmiedes beim Hufbeschlag, den Gesang, der aus den Räumen der Zigarrenfabriken nach draußen drang.

Alle diese und viele andere erlebten Erinnerungen verlangten einfach, aufgeschrieben zu werden. Viele meiner Erinnerungen gehen bis in meine Schulzeit zurück. Wenn ich daher den einen oder anderen Arbeitsvorgang nicht ganz fachgerecht geschildert oder Personen oder Örtlichkeiten nicht exakt eingeordnet haben sollte, so bitte ich, mir das nachzusehen. Der Dorfgeschichte selbst wird das keinen Abbruch tun.

Mein Anliegen, Lebensart und Lebensgewohnheiten, den Fleiß und den Frohsinn der Dorfbewohner, aber auch deren Sorgen nicht in Vergessenheit geraten zu lassen, war letztlich die Triebfeder meines Tuns.

Literatur zu Holzhausen

- Festschrift 175 Jahre Pyrmonter Möbelwerkstätten
Karl Schulze GmbH, Bad Pyrmont, 1987
- Holzhausen – Umwelt und Natur
Herausgegeben vom SPD-Ortsverein Holzhausen,
Bad Pyrmont, 1987
- Langer, Christa:
Das Glückskind. Käthe Kruse und ihre Werkstatt in
Bad Pyrmont, Duisburg, 1991
- Loss, Rainer; Lechner, Rolf:
Holzhausen – Einstieg in die Sanierung.
Arbeitsgruppe der SPD-Holzhausen
- Mehrdorf, Wilhelm; Stemler, Luise:
Chronik von Bad Pyrmont
2. Auflage, Bad Pyrmont, 1985
- Mehrdorf, Wilhelm:
Holzhäuser Schützenverein von 1846 e.V.
Bad Pyrmont. Vereinschronik zum 125-jährigen
Jubiläum im Jahre 1971
- Mehrdorf, Wilhelm; Hundertmark, Friedrich;
Steinmeyer, Günter; Theilen, Franz; Trost, Hermann:
Die Eingemeindung vor 50 Jahren.
Beiträge zur Vereinsgeschichte, Bad Pyrmont, 1988
- Meyer, Elke:
Salbuch der Grafschaft Pyrmont. Band II.,
Holzhausen/Hagen, Bad Pyrmont, 1991
- Meyer, Elke (Hg.):
Dörfliches Leben in der Herrschaft Pyrmont,
Bad Pyrmont, 1989
- Sing mit uns! Zum 100-jährigen Jubiläum
des Holzhäuser Männer- und Frauen-Chores,
Bad Pyrmont, 1989
- Trost, Hermann:
Holzhausen, ein Pyrmonter Dorf im Rückspiegel.
Beiträge zur Geschichte.
Heft 1, 1986 (vergriffen)
Heft 2, 1987 (vergriffen)
Heft 3, 1988